P. o. germ. 2044 b

Bayerische Staatsbibliothek
<36644325650018 S
NB

Frauenbilder.

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Gedichte. Zweite Auflage . . . . M. 3.60
eleg. geb.: M. 5.—

Kaiser Heinrich IV. Dramatisches Gedicht in zwei Abtheilungen. I. **Hildebrand.** II. **Heinrich's Tod.** Zweite Auflage in einem Bande . . . M. 4.—

Thassilo. Tragödie in 5 Acten . . . . . . M. 2.40

Die beiden de Witt. Trauerspiel in 5 Acten. Zweite Auflage . . . . M. 2.20

Tempesta. Trauerspiel in 5 Acten . . . . M. 2.—

Eine Wohlthat. Volksdrama in 4 Acten . M. 2.20

Novellen aus Oesterreich. Inhalt: **Innocens.** — **Marianne.** — **Die Steinklopfer.** — **Die Geigerin.** — **Das Haus Reichegg** . . . . M. 4.20
eleg. geb. M. 5.40

Drei neue Novellen. Inhalt: **Vae victis!** — **Der „Excellenzherr".** — **Tambi** . . . . M. 3.—
eleg. geb. M. 4.20

Schicksale. Drei Novellen. Inhalt: **Lieutenant Burda.** — **Seligman Hirsch.** — **Die Troglodytin.** M. 3.60
eleg. geb. M. 4.80

In Separat-Miniatur-Ausgaben:

Innocens. Novelle. Dritte Auflage. . cart. M. 1.80

Marianne. Novelle . . . . . eleg. geb. M. 2.—

Die Steinklopfer. Eine Geschichte . cart. M. 1.80

Die Geigerin. Novelle . . . . cart. M. 1.80

C

Frauenbilder.

00

011540

Zwei neue Novellen

von

Ferdinand von Saar.

(Der Novellen vierte Sammlung.)

Ginevra.
Geschichte eines Wienerkindes.

Heidelberg.
Georg Weiß, Verlag.
1892.

Gd 166/3494

Bundesministerium für Heereswesen
AMTSBÜCHEREI.
Nr. 12.615-L Bd.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Altbestand 59399

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Seiner Durchlaucht

dem Fürsten

Hugo zu Salm-Reifferscheid

der Dichter in Raitz.

Inhalt.

Ginevra.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Das Diner war vorüber und die kleine Tischgesellschaft begab sich in den Garten der Villa, um dort den Kaffee zu nehmen. Nachdem man sich auf einer Terrasse niedergelassen, die den Ausblick auf die umliegenden Höhen und einen Theil der Stadt eröffnete, sagte die Hausfrau: „Erzählen Sie uns doch endlich von dieser Ginevra, lieber Oberst. Versprochen haben Sie es längst. Jedenfalls muß sie etwas ganz Besonderes gewesen sein, da Sie noch immer mit einer Art Andacht ihrer gedenken. Lassen Sie sich daher nicht bitten. Wir sind ganz unter uns, und hoffentlich kommt kein unerwarteter Besuch, der Sie unterbrechen könnte."

Der Oberst, ein hochgewachsener, schlanker Mann in bürgerlicher Kleidung, blickte nachdenklich auf die

Glimmfläche der Cigarre nieder, die er sich soeben angezündet. „Nun denn", sagte er, „wenn Sie wollen, soll es geschehen, obgleich ich befürchten muß, ein recht unüberlegtes Versprechen gegeben zu haben. Denn was ich vorbringen kann, ist eigentlich doch nur eine veraltete Liebesgeschichte, welche, wenn sie heute gedruckt würde, vielleicht Niemand mehr lesen möchte. Indeß, wie gesagt, wenn Sie es wirklich wünschen, bin ich bereit. Ist es doch ein Genuß, wenn auch ein schmerzlicher, sich in die goldenen Tage der Jugend zurück zu versetzen.

*　*
*

I.

Ich war zwanzig Jahre alt und Fähnrich bei einem Regiment, das einen Theil der Friedensbesatzung von Theresienstadt bildete. Diese Festung mag — abgesehen von ihrer anmuthigen Lage in einem der gesegnetsten Landstriche Böhmens — auch noch heute kein besonders erfreulicher Aufenthaltsort sein; damals aber — in den vierziger Jahren — konnte er wahrhaft trostlos genannt werden. Denn außer dem großen, mit zwei Baumreihen umpflanzten Hauptplatze, der fast durchgehends militärische Gebäude aufwies, gab es dort nur vier Gassen. Sie führten in den entsprechenden Windrichtungen nach den Thoren und Wällen, und bestanden zumeist aus kleinen, hüttenähnlichen Häusern, in welchem sich Krämer und Handwerker, Bierwirthe und Branntweinschänker angesiedelt hatten. Die Officiere waren daher ganz und gar auf den kameradschaftlichen

Verkehr angewiesen, und wir Jüngeren führten nicht eben das erbaulichste Dasein. In den Vormittagsstunden mehr oder minder dienstlich beschäftigt, verbrachten wir die übrige Zeit im Militär-Casino am Billard und am Spieltische, oder begaben uns nach der jenseits der Elbe gelegenen Kreisstadt L . . ., wo wir zum Mißvergnügen der ehrsamen Pfahlbürger in Kaffee- und Gastwirthschaften sehr anspruchsvoll auftraten, leichtfertige Liebeshändel anzuknüpfen suchten, und nach der Rückkehr in die Festung begaben sich Manche noch in ein höchst zweifelhaftes Lokal, um dort halbe Nächte bei Punsch und Glühwein zu durchschwelgen.

Was nun mich selbst betraf, so machte ich dieses wüste, gedankenlose Treiben schon deshalb mit, weil man sich nicht ausschließen konnte. Zudem war ich jung, und nach der strengen Zucht, die ich früher in einem Cadettenhause erdulden mußte, hatten derlei Ausschreitungen für mich den Reiz der Neuheit. Mein Oheim, der mich, den früh Verwaisten, gewissermaßen an Sohnes statt angenommen und einen ziemlich hohen nnd einflußreichen Posten beim damaligen Hofkriegsrathe bekleidete, setzte mir eine

ganz ansehnliche Geldzubuße aus; ich lebte also sorgenlos in den Tag hinein, wenn ich auch bisweilen, meiner Natur nach, von sentimentalen und hypochondrischen Anwandlungen nicht ganz frei blieb.

So kam es auch, daß ich eines Abends, im Carneval, einsam und nachdenklich in meiner öden Kasernenwohnung saß und mich höchst unglücklich fühlte. Und zwar aus folgendem Grunde.

Der Festungscommandant, ein invalider General, erfreute sich einer Tochter, welche zwar weder besonders jung, noch besonders hübsch zu nennen war, aber schon vermöge ihrer Stellung Anreiz genug besaß, um einem Neuling, wie ich, den Kopf zu verdrehen. Sie war auffallend schlank gewachsen, hatte glänzend schwarze, stechende Augen, sehr weiße, leicht zwischen den Lippen hervorstehende Zähne, und wußte ihren etwas vergilbten Wangen durch zartes Auflegen von Roth künstliche Frische zu verleihen. Bei erfahrenen Cameraden galt sie als eine ausbündige Kokette, und man hatte mich gleich anfangs, halb im Scherz, halb im Ernst, vor ihr gewarnt. Dennoch verliebte ich mich in sie, und zwar anlässig einer religiösen Feierlichkeit, der sie, halb

verschleiert, an der Seite ihrer Mutter auf dem Oratorium der Garnisonskirche beiwohnte. Obgleich sie sehr andächtig in ihr Gebetbuch versunken schien, konnte ich doch bemerken, daß sie von Zeit zu Zeit nach mir hinblickte; anfänglich nur so von der Seite, dann aber mit Zuwendung des Antlitzes immer länger und eindringlicher. Ich glaubte dies umsomehr zu meinen Gunsten auslegen zu dürfen, als sie fortan stets hinter den Fensterscheiben erschien, wenn ich — und das geschah mehrmals des Tages — am Commandantenhause vorüberging; ja einmal konnte ich sogar wahrnehmen, daß sie in der Mitte des Zimmers auf einen Stuhl gestiegen war, um mich von dort aus, wie sie wohl meinte, ungesehen beobachten zu können. Ich hatte daher keinen sehnlicheren Wunsch, als ihr endlich persönlich näher zu treten, und der officielle Ball, den ihr Vater demnächst zu geben verpflichtet war, erschien mir als huldvollste Gelegenheit. Ich stellte mir bereits sehr lebhaft vor, wie auch sie diesem Abend sich entgegen freue, wie sie mich sofort an sich heranziehen, wie ich mit ihr im Tanze vereint dahin fliegen würde — und was dergleichen jugendliche Erwartungen

mehr waren. Aber ich hatte, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung vollständig ohne den Wirth gemacht. Denn zu dem Balle wurden auch auswärtige Gäste geladen, und unter diesen befanden sich neben höheren Standespersonen vom Civil auch die Officiere eines Chevauxlégers-Regiments, das auf dem platten Lande stationirt war. Da hatte ich nun den Schmerz, zu sehen, wie diese interessanten Ankömmlinge die Aufmerksamkeit der Tochter des Hauses derart auf sich lenkten, daß diese für mich keinen Blick, und als ich mich später vorstellen ließ, auch kein aufmunterndes Wort übrig hatte. In der Verwirrung darüber fand ich gar nicht den Muth, sie zum Tanze aufzufordern, und während die Grausame fast die ganze Zeit über von einem sehr aristokratisch aussehenden Rittmeister in Beschlag genommen wurde, fiel mir durch ein Verhängniß, wie es derlei Niederlagen stets zu begleiten pflegt, die schwindsüchtige Tochter eines Kreisrathes zu, welche, da sie sonst Niemand aufzufordern Lust bezeigte, mit ihren röthlich blonden Schmachtlocken gleich einer Klette an mir hing, bis ich mich endlich, sobald dies anständiger Weise geschehen konnte,

aus dem Staube machte und vom Balle verschwand.

So saß ich denn, in meiner Eigenliebe, oder wie ich mir damals einbildete, in meinen heiligsten Gefühlen gekränkt, zwischen den kahlen vier Wänden, während die Dämmerung längst hereingebrochen war und ich kaum mehr die Rauchwolken sah, die ich aus einer langen Pfeife mechanisch vor mich hin blies. Plötzlich vernahm ich hastige Tritte, die sich draußen auf dem Gange der Thür näherten; diese wurde polternd aufgestoßen und auf der Schwelle erschien eine mantelumhüllte Gestalt, die sich schwarz in Schwarz von der sie umgebenden Dunkelheit abhob.

„Bist Du hier?“ rief eine kräftige, etwas schnarrende Stimme, an welcher ich sofort einen meiner näheren Freunde, den Lieutenant Dorsner, erkannte. Und da ich mich jetzt bemerkbar machte, fuhr er eintretend fort: „Zum Teufel, was treibst Du denn da im Finstern?“

Ich legte die Pfeife weg und zündete eine Kerze an, bei deren zweifelhaftem Schein ich wahrnahm, daß Dorsner, der jetzt den Mantel auseinander

schlug, in eine schmucke, ganz neue Halbuniform gekleidet war und Lackstiefel an den Füßen hatte.

„Ich gehe nach L... hinüber", sagte er, meine Frage vorweg nehmend. „Es ist heute dort Ball auf der Schießstätte. Uud Du sollst mit mir kommen."

„Wir sind ja gar nicht geladen."

„Das thut nichts. Ich habe einer Dame versprochen, zu erscheinen, und so muß es geschehen."

Ich wußte, daß er in geheimnißvollen Beziehungen zu der hübschen Tochter eines wohlhabenden Lohgerbers stehe, die er auch später geheirathet hat.

„Gut", erwiderte ich; „aber wie willst Du das anfangen?"

„Ganz einfach; ich gehe eben hin. Was bleibt den Herren „Ball-Ausschüssen" Anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Aber deshalb siehst Du auch ein, daß ich nicht ganz allein dort erscheinen kann. Ich hatte mich schon mit Heillinger verabredet; aber dieser ist im letzten Augenblick verhindert worden. Also thu' mir den Gefallen."

Aber ich war an diesem Abend zu derlei Unternehmungen ganz und gar nicht aufgelegt und wand daher neuerdings ein: „Und wenn man erfährt, daß wir dort waren? Du weißt doch, wie sehr man höheren Ortes dagegen ist, daß wir an derlei Unterhaltungen theilnehmen?

„Unterhaltungen? An was für Unterhaltungen?“ rief er ärgerlich. „Es kommen die anständigsten Bürgerfamilien von L . . . zusammen. Und überdies: auf einen Verweis mehr oder weniger kommt es doch nicht an. Seit wann bist denn Du so ängstlich geworden? Ich, als Dein Vorgesetzter, befehle Dir, mit mir zu gehen. Vorwärts! Marsch!“

Noch immer konnte ich mich nicht entschließen und schützte Unwohlsein vor. Ich hätte mich auf dem Commandanten-Balle erkältet.

„Ach was! Flausen! Derlei Erkältungen tanzt man sich am besten gleich wieder aus dem Leibe. Und gieb Acht, was für Mädchen Du da drüben in die Arme bekommen wirst. Ganz andere Geschöpfe, als diese dürren Gliederpuppen, wie sie gestern an uns herum baumelten.“

Ich sah, daß es kein Entrinnen gab, und da endlich doch auch der Gedanke einer möglichen Zerstreuung in mir auftauchte, so erklärte ich mich schließlich bereit und ging daran mich umzukleiden, während Dorsner ebenfalls von Zeit zu Zeit vor den kleinen Wandspiegel trat und sein dichtes, von Natur gekräuseltes Haar unternehmend auflockerte.

Endlich war ich fertig und wir traten, die Festung hinter uns lassend, den Marsch nach L... an. Tagsüber war Thauwetter eingefallen; nun aber hatte der Boden, sehr zum Vortheil unserer Beschuhung, wieder angezogen. Trotz des Frostes war in der herben Luft Etwas wie ein Vorhauch des Frühlings zu spüren, und so schritten wir behaglich und in gleichmäßigem Takt den hell erleuchteten Saalfenstern entgegen, welche von der am Eingange der Stadt gelegenen Schießstätte durch feine weiße Nebel herüberstrahlten.

II.

Es kam, wie Dorsner vorhergesagt. Zwei Comitémitglieder — ein älteres und ein ganz junges — waren im Vestibule anwesend, als wir erschienen. Sie sahen uns sehr befremdet und mit gespreizter Zurückhaltung an; da aber Dorsner mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit auf sie zutrat und, sich tief verbeugend, fragte, ob es denn nicht möglich wäre, an dem schönen Feste theilzunehmen, so zuckte es geschmeichelt um ihre Nasenflügel, ein wohlwollendes Lächeln verbreitete sich über ihre Gesichter, und indem sie etwas von „besonderer Ehre" murmelten, geleiteten sie uns zuvorkommend in den Saal, wo eben ein Tanz zu Ende ging und die Musik verstummte. Wir befanden uns also einem bunten Gewirr von sich auflösenden Paaren gegenüber und wurden anfänglich kaum bemerkt. Nachdem aber die verlassen gewesenen Sitzplätze wieder

eingenommen waren, wendete sich uns nach und nach die allgemeine Aufmerksamkeit zu, die von männlicher Seite keine besonders wohlwollende zu sein schien, während der weibliche Theil eine gewisse angenehme Ueberraschung nur schwer verbergen konnte. Dorsner, indem er das unbärtige Comité-mitglied vertraulich unter dem Arm faßte, bat, ihn einigen jungen Damen vorstellen zu wollen; denn der Schalk vermied es, geradenwegs auf sein Ziel, die rosige Gerberstochter, loszugehen, welche sein Erscheinen sofort bemerkt hatte und nun, das Antlitz hinter dem ausgespannten Fächer verbergend, mit ihren wohlbeleibten Anverwandten an einem Tische des anstoßenden Speisezimmers saß; man konnte in dasselbe durch eine offene Flügelthür sowohl, wie auch durch einige hohe Fenster, die nach dem Saale gingen, bequem hinein blicken. Es dauerte nicht lange, so wurde das Zeichen zu einer Polka gegeben, welche Dorsner mit einer stämmigen Brünette eröffnete, die ihn, der von kleinem, zierlichem Wuchse war, fast um Haupteslänge überragte. Ich selbst hatte mich, hinter einer Reihe von Zuschauern, in eine Fenstervertiefung gestellt, wo ich nun mehr und

mehr in meine frühere Verstimmung zurück sank. Denn die Gesellschaft, die ich hier vor Augen hatte, zog mich in ihrer spießbürgerlichen Behäbigkeit keineswegs an, und die zwar blühenden, aber plump und geschmacklos geputzten Mädchen und jungen Frauen erschienen mir so reizlos wie möglich. So beschloß ich denn, noch eine Weile in meinem halben Versteck auszuharren und dann unbemerkt zu verschwinden, da ich ja nunmehr meinen Freund, der sich jetzt im Tanze bereits zu seiner Holden gefunden hatte, getrost seinem Schicksale überlassen konnte. Plötzlich aber wurde meine Aufmerksamkeit gefesselt. In den Armen eines vierschrötigen, ungelenken Tänzers schwebte eine schlanke Gestalt anmuthig vorüber. Ein einfaches, hellblaues Kleid reichte ihr, nach der Mode der damaligen Zeit, mit einer leichten Falbel bis an die Knöchel und ließ die zierlichen Füße sehen. Ihr Haar, von schimmerndem Aschblond, war aus der Stirn gestrichen, rückwärts zusammen geknotet und blos mit einem weißen Sträußchen geschmückt; um den Hals war ein schmales schwarzes Sammetband geschlungen, an dem ein kleines goldenes Kreuz hing. Ich ließ die

gefälligen Wendungen dieser lieblichen Erscheinung nicht mehr aus den Augen, und als sie jetzt, wieder in meine Nähe gelangend, auffah, begegneten sich unsere Blicke. Die Polka dauerte schon ziemlich lange; die meisten Paare hatten bereits unter einander abgewechselt, nur der Tänzer der schlanken Blondine schien dies nicht Willens zu sein. Er tanzte unerschütterlich weiter, den Arm gleich einer Klammer um den zarten Leib des jungen Mädchens geschlungen, den Blick starr auf ihren Scheitel geheftet. Endlich schien es ihr zu viel zu werden. Mit dem Ausdruck von Mißmuth im Antlitz machte sie sich gewaltsam los und sank aufathmend in einen nahen Stuhl. Es war mir, als blicke sie dabei nach mir hinüber, gleichsam erwartend, ich würde jetzt auffordernd an sie herantreten. Aber ein eigenthümlich lähmendes Zögern überkam mich — und als ich mich endlich entschließen wollte, hatte sie schon ein anderer junger Mann in den Reigen gezogen, der übrigens sehr bald zu Ende ging. In dem verdrießlichen Gefühl meines ungeschickten Verhaltens vermied ich es jetzt, ihren Blicken zu begegnen; später gewahrte ich, wie sie am Arme ihres

früheren Tänzers in das Speisezimmer trat. Dort nahmen Beide an einem Tische Platz, an welchem eine vertrocknete alte Frau saß, eine mit kupferrothen Bändern verzierte Haube auf dem Kopf; ihr zur Seite ein nicht mehr ganz junges, kränklich aussehendes Mädchen, das, der Aehnlichkeit nach, die Tochter sein mußte; auch konnte man geneigt sein, den jungen Mann trotz seines breiten, wuchtigen Auftretens für den Sohn zu halten. Auch Dorsner war da drinnen zu erblicken; er verweilte bereits im besten Einvernehmen bei der Familie des Lohgerbers. Ich erwog nun, ob ich gehen oder bleiben solle, und drückte mich eine Zeit lang unschlüssig an den Wänden hin, als ich mit einem Male rings herum eine auffallende Bewegung wahrnahm, deren Grund mir auch alsbald klar wurde. Ein kleiner, burlesk aussehender Mann, in eng anliegenden Beinkleidern, Schuhen und Strümpfen, das ergraute Haar nach vorne gestrichen und über der Stirn in eine hoch emporstehende Schraube gedreht, war in die Mitte des Saales getreten und kündigte jetzt mit laut kreischender Stimme an, daß nunmehr eine Française erfolgen würde. Dieser Tanz war

damals noch keineswegs etwas Gewöhnliches, er galt vielmehr in kleinen Städten als ganz besondere Neuerung, in deren Schwierigkeiten sich die Wenigsten gefunden hatten. Daher trat auch, als der Alte mit einem abgenützten Klapphute, den er unter dem Arm hervorzog, dem Orchester das Zeichen zur Einleitung gab, nur eine geringe Anzahl von Paaren heran.

„Was!?" rief der Sprecher, der sie sofort mit einem Blicke überzählt hatte, „was, nur neun Paare!? Sind wir denn in Krähwinkel? C'est une honte! Schämen Sie sich, meine Herrschaften! En avant! Ich bitte, herbei zu kommen!"

Diese Worte ermunterten Manche, die unschlüssig gewesen zu sein schienen; sie näherten sich befangen und zögernd.

„Bravo! Nur immer herbei! Ich bin überzeugt, daß noch Viele da sind, die ganz gut mit tanzen könnten. Pas de gêne, mesdames! Keine Umstände, meine Damen! J'arrangerai tout! Es wird vortrefflich gehen. Nur Courage, meine Herren!"

Diese Zurufe lockten noch Einige heran, so daß

nunmehr etwa zwanzig Paare Aufstellung genommen hatten. Nun aber zeigte es sich, daß ein vis à vis fehle.

„Ein vis à vis!“ schrie der Alte wieder. „Wir brauchen noch einen Herrn und eine Dame! Ein Königreich für ein vis à vis! Kommt wirklich Niemand? Nun, ich werde schon irgendwo etwas Verborgenes ausfindig machen — vielleicht im Speisezimmer!“ Und damit eilte er dorthin, trat auf die Schwelle und erblickte die schlanke Blondine, die mit dem Rücken gegen den Saal gekehrt saß, während ihre Tischnachbarn dem Forschenden unwillige Blicke zuwarfen. „Was?“ rief er in seinem höchsten Fisteltone, „Fräulein —“ er kreischte einen Namen, den ich nicht verstehen konnte — „was, die Beste meiner ehemaligen Schülerinnen macht sich unsichtbar, wenn es an eine Quadrille geht?! Das muß ich mir ausbitten! Es scheint, meine Herrschaften,“ wendete er sich an die Uebrigen, „es scheint, daß Sie die junge Dame hier zurückhalten!“

„Wir halten Niemanden zurück, Herr Tanzmeister,“ erwiderte die alte Frau mit scharfer, beinerner Stimme. „Wenn das Fräulein tanzen w i l l, so mag sie es immerhin.“

Diese aber schien in großer Verlegenheit und im Kampfe mit sich selbst zu sein. Der Alte jedoch ließ ihr keine Zeit zu weiterer Ueberlegung. Er ergriff sie rasch beim Arm und zog die allerdings nur schwach Widerstrebende in den Saal hinaus. Dort fiel sein Blick sofort auf mich, denn ich war inzwischen dem Schauplatz dieser Scene näher getreten. „Und da haben Sie auch gleich einen vorzüglichen Tänzer!“ rief er aus. „Ich habe es wohl bemerkt, wie halsstarrig der Herr Officier vorhin meiner Aufforderung ausgewichen ist; jetzt aber, hoff' ich, wird er sich nicht länger bedenken!“ Und damit ließ er uns, seiner Sache sicher, vor einander stehen. Wir errötheten Beide; verneigten uns gegenseitig und traten, nachdem ich ihr den Arm geboten, in die Reihe.

Noch hatten wir in unserer Befangenheit kein Wort gewechselt, als schon die Quadrille begann, bei welcher man in jener Zeit nicht bloß nachlässig hin und her schlenderte, sondern jeden Schritt auf's genaueste markirte. Und da war es eine Freude zu sehen, mit welcher Grazie sich meine Tänzerin bewegte. Die schmächtigen Arme an den Hüften

hinabsenkend, schien sie damit ein leichtes Heben ihres Kleides andeuten zu wollen, während die schmalen Füßchen, in knappen Schuhen mit Kreuzbändern, nur so über den Boden hinschwebten. Mit vollendeter Anmuth streckte sie mir, wenn wir uns nach kurzer Trennung wieder zusammen fanden, die Hand entgegen. Dabei lag ein fast feierlicher Ernst in ihren Zügen; man konnte bemerken, daß sie von ihrer Aufgabe, sich als fertige Tänzerin zu erweisen, erfüllt war, indeß ich nun Gelegenheit hatte, in nächster Nähe jede Einzelheit ihrer jugendlichen Schönheit zu bewundern: die schimmernde Stirn, das etwas kurze, aber fein modellirte Näschen, die durchsichtig zarte Muschel des Ohres. Noch immer verhielten wir uns schweigend; erst als der Tanz bewegter wurde und trotz der schrillen Feldherrnstimme des Alten mehrfache Irrungen und Stockungen entstanden, fand ich Anlaß zu einigen scherzhaften Bemerkungen, die sie jedoch bloß mit einem reizenden Lächeln erwiderte.

Jetzt aber, als Alles glücklich zu Ende war und die Paare Arm in Arm einen Rundgang durch den Saal antraten, begann ich mit der allerdings

banalen, aber am nächsten liegenden Phrase: „Wahrhaftig, mein Fräulein, Sie tanzen wundervoll, und ich schätze mich glücklich, daß es mir vergönnt war, dies an Ihrer Seite zu erkennen.“

Sie erröthete ein wenig und sagte dann mit einer ganz eigenthümlich tiefen und wohllautenden Stimme: „Nun ja, ich habe mir Mühe gegeben, die Quadrille ordentlich zu erlernen. Es ist auch gar nicht so schwer; man muß nur ein bischen den Kopf zusammen halten. Aber die meisten Mädchen sind so zerstreut und ziehen daher die einfachen Rundtänze vor.“

„Diese sind vielleicht auch in mancher Hinsicht angenehmer,“ erwiderte ich, noch immer sehr unsicher in der Fortführung des Gespräches. „Aber ich habe bis jetzt verabsäumt, mich Ihnen vorzustellen.“ Ich nannte meinen Namen.

Sie verneigte sich leicht und sagte dann: „Ich heiße Ginevra — Ginevra Maresch.“

„Ginevra? Dieser Name ist außerhalb Italiens ein seltener.“

„Ich bin auch eine Italienerin,“ entgegnete sie lächelnd, — „das heißt, eine halbe. Meine Mutter

ist aus Conegliano im Venezianischen, wo sie mein Vater, als er noch Officier war, kennen gelernt."

„Ihr Vater war Militär?"

„Ja wohl; aber er hat seine Charge niedergelegt, um meine Mutter heirathen zu können. Sie besaßen Beide kein Vermögen. Es wurde dem Vater sehr schwer, eine andere Stellung zu finden, und so mußten sie sich lange gedulden. Endlich gelang es ihm, sich beim Steuerwesen unterzubringen. Vor drei Jahren ist er hier als Einnehmer gestorben," setzte sie ernst hinzu.

„Und Ihre Mutter?"

„Die lebt — dem Himmel sei Dank. Aber sie hat in diesem Winter eine schwere Krankheit, — eine Lungenentzündung, durchgemacht, von der sie sich nur sehr langsam wieder erholt. Dies hielt sie auch ab, mich auf den Ball zu begleiten."

„Sind Sie mit Verwandten hier?"

„Nicht mit Verwandten. Es sind bloße Bekannte, die sich erboten, mich mit zunehmen. Aber ich hätte es vorziehen sollen, zu Hause zu bleiben."

„Wie so?"

„Nun sehen Sie, diese Leute haben uns vor

Längerem einen nicht unbedeutenden Dienst erwiesen, für welchen wir ihnen auch sehr dankbar waren. Aber sie wollten uns immer eine gewisse Abhängigkeit fühlen lassen — besonders die alte Frau, die eine wohlhabende Wittwe ist, und das verträgt sich schwer. Die Tochter wäre eigentlich ein ganz gutes Mädchen, es ließe sich gut mit ihr auskommen. Aber leider ist sie gar nicht hübsch, und das empfindet sie sehr schmerzlich — besonders bei solchen Gelegenheiten, wo sie kaum Einer um eine Tour bittet. Da muß es ihr auch doppelt weh thun, wenn sie wahrnimmt, wie Andere von allen Seiten bestürmt werden. Um ihr das Herz nicht noch schwerer zu machen, wollte ich mich eigentlich von der Quadrille zurückziehen, die sie überhaupt gar nicht tanzen kann — so wie ihr Bruder, der sie gewissermaßen aus Hochmuth nicht lernen will. Hingegen scheint er zu wünschen, daß ich sonst mit keinem Anderen tanze, als mit ihm."

„Und hat er ein Recht zu solchem Verlangen?"

Sie erbleichte flüchtig. „O nein! Nicht das geringste! Aber er thut sich Etwas auf seine Wohlhabenheit zu Gute. Ich mag ihn gar nicht leiden,

und zeig' es ihm auch, so weit es angeht. Aber er will es nicht verstehen, und nur die Rücksicht auf den erwähnten Umstand hat mich bis jetzt abgehalten, es ihm rund heraus zu sagen."

„Das ist freilich unangenehm."

„Sehr. Und ich sehe immer deutlicher ein, daß es für mich besser gewesen wäre, den Ball gar nicht zu besuchen. Aber es war mein erster, und dieser Verlockung vermag ein junges Mädchen nicht zu widerstehen."

„Konnten Sie sich denn nicht jemand Anderem anschließen?"

„Nein; wir haben uns im Laufe der letzten Jahre mehr und mehr zurückgezogen. Die Menschen hier hatten uns immer gewissermaßen als Fremde behandelt — und so sind wir es zuletzt geblieben."

Wir hatten während dieses Gespräches den Saal mehrmals umschritten und gar nicht bemerkt, daß sich die übrigen Paare allmälig verloren hatten, was uns jetzt zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit machen mußte. Nun aber begann das Orchester einen Walzer zu spielen, den man wahrscheinlich deshalb so bald folgen ließ, damit die von

der Française Zurückgebliebenen entschädigt würden. Von den raschen Klängen durchzuckt, umfaßte ich sofort meine Begleiterin und zog sie in den beginnenden Wirbel hinein. Leicht, gleichsam körperlos schwebte sie in meinen Armen dahin — und doch versetzte mich die Umschlingung in so wonniges Entzücken, daß ich es unwillkürlich ihrem anspruchsvollem Begleiter nachthat und sie nicht eher freigab, als bis der letzte Geigenstrich verklungen war. Tief Athem schöpfend, das losgegangene Haar aus der Stirn zurückschüttelnd, machte sie eine Verbeugung, blickte dann, wie sich besinnend, im Saale umher und eilte in das Speisezimmer.

Um mich drehte sich noch Alles, und als ich mich jetzt mit hochklopfendem Herzen nach einem Stuhl umsah, trat Dorsner lächelnd an mich heran. „Nun,“ sagte er, „Dein Geschmack ist nicht übel. Aber es ist ein noch ganz blutjunges Ding — und dabei arm wie eine Kirchenmaus. Gieb Acht, daß Du da nicht hängen bleibst.“

Ich verstand kaum, was er sagte, und wollte mich eben setzen — da gewahrte ich, wie Ginevra auf der Schwelle des Speisezimmers erschien. Sie

war ganz bleich und ihre blauen Augen hatten einen dunklen, metallischen Glanz angenommen. Ich näherte mich ihr, sie kam mir sofort entgegen.

„Denken Sie", begann sie mit leiser, zitternder Stimme, „was man mir angethan! Meine Begleiter sind fort und haben mich allein hier zurückgelassen."

Einen Augenblick schwieg ich betroffen. Dann aber sagte ich: „Nun, das wäre ja eigentlich das Schlimmste nicht."

„Gewiß nicht, wenn ich jetzt ungescheut bleiben könnte. Und eigentlich könnt' ich es auch," fuhr sie fort, indem sie das Haupt erhob und frei und stolz um sich blickte, „das Gerede der Leute sollte mich wenig kümmern. Aber meiner Mutter wegen darf ich es nicht. Im Uebrigen ist es gut, daß es so gekommen. Diese Menschen haben nun selbst das Band zerrissen, das uns drückte. Ich will mich nur noch ein wenig abkühlen, dann gehe ich nach Hause."

„Allein?"

„Warum nicht? Ich kenne den Weg, und der

ist kurz. Wir wohnen gleich in der Nähe — außerhalb der Stadt."

„Wie glücklich wäre ich, dürft' ich Ihnen trotzdem meine Begleitung anbieten."

„Das können Sie — wenn Sie meinetwegen den Ball verlassen wollen. Auch ist es ja, wie gesagt, nicht weit; in zehn Minuten sind Sie wieder da."

„Ich werde nicht zurückkehren; denn was sollte ich hier noch, wenn Sie fort sind?"

Jede Andere würde nun, obgleich ich diese Worte in überzeugendem Tone gesprochen hatte, doch irgend eine spöttisch bezweifelnde Einwendung hingeworfen haben. Ginevra aber blickte nachdenklich zu Boden. „Wirklich?" fragte sie dann, indem sie langsam die Augen aufschlug und mich mit einem vollen Blick ansah.

„Gewiß," bekräftigte ich.

Sie schwieg wieder. Dann sagte sie mit ihrer weichen, dunklen Stimme: „Das freut mich."

Inzwischen hatte sich der Saal fast gänzlich geleert; denn die Raststunde war herangekommen und Alles drängte und zwängte sich behufs Er-

quickung und Stärkung in den Nebenraum, diesen überfüllend. Ich konnte mich daher mit Ginevra ruhig niederlassen, und zwar unweit einer offen stehenden Nebenthür, die zur Damen-Garderobe führte. Vor derselben, in einem ganz kleinen Zimmerchen, war eine äußerst primitive Conditorei eingerichtet; es gab allerlei Backwerk, Orangen und Fruchtsäfte; Eis war nicht zu haben.

„Kann ich Ihnen irgend eine Erfrischung anbieten?“ fragte ich.

„Nein, ich danke. Oder doch — um ein Glas Wasser möchte ich bitten.“

Ich trat zu der alten Frau, die mit verdrießlichem Gesicht bei der Waare saß, begehrte Wasser, und um doch Etwas zu erstehen, ließ ich auch einige Orangen auf den Teller legen, den ich Ginevra überreichte.

„Die Orangen sind schön,“ sagte sie. „Ich werde eine davon nehmen und sie der Mutter bringen.“

Nachdem sie getrunken hatte, blieben wie noch eine Weile schweigend neben einander sitzen. „Nun aber bin ich bereit,“ sagte sie jetzt, indem sie sich erhob. „Erwarten Sie mich draußen am Eingang;

ich nehme nur meine Sachen aus der Garderobe." Ich eilte nach dem Vestibule, wo mein Mantel hing. Es dauerte nicht lange, so erschien sie, in einen ganz leichten Ueberwurf gehüllt, um's Haupt ein schwarzes Schleiertuch geschlagen, von dem sich ihr lichtes Antlitz wundervoll abhob. Draußen bog sie gleich links ab und schlug einen schmalen Fußpfad ein. Ich wagte es nicht, ihr den Arm zu bieten, und hielt mich in ehrerbietiger Entfernung an ihrer Seite. Es war eine mondlose Nacht; aber die Sterne flimmerten, und man konnte die Landschaft deutlich wahrnehmen.

„Sehen Sie die Reihe kleiner Häuser?" begann sie. „Dort wohne ich."

„Das ist noch näher, als ich gedacht. Nur mehr ein paar Augenblicke — und Sie sind mir entschwunden. Vielleicht auf immer."

Sie erwiderte nichts.

„Soll ich Sie wirklich nicht mehr wiedersehen?"

„Ich werde die Mutter fragen," sagte sie nach einer Pause.

„Und wie werde ich den Bescheid erfahren?"

Sie schien zu überlegen. „Kommen Sie morgen

um vier Uhr nachmittags in jene Allee." Sie deutete auf zwei Reihen kahler Bäume, die sich dunkel quer über die Felder gegen den Fluß hinzogen. Es ist mein Lieblingsweg; besonders in dieser Jahreszeit, wo es hier herum noch ganz einsam ist. „Wollen Sie?"

„Sie fragen? — —"

„Es dürfte morgen gutes Wetter sein," fuhr sie, stillstehend, mit einem Blick nach dem Himmel fort; „auch schlechtes wird mich nicht abhalten. Jetzt aber bleiben Sie zurück. Gewahren Sie die erleuchteten Fenster? Meine gute Mutter wacht noch." Sie reichte mir die Hand. „Also addio! Auf morgen!"

Sie eilte nach vorwärts, den matten Lichtern entgegen. „Addio!" rief sie leise zurück. Dann klopfte sie leicht an eine Scheibe. Gleich darauf wurde die Hausthür geöffnet und wieder geschlossen.

Ich aber stand noch eine Weile und spähte nach dem Schatten Ginevra's, der sich auf den durchschimmerten Fenstervorhängen abzuzeichnen schien. Endlich trat ich den Heimweg an, die Brust voll seliger Empfindungen, in welchen jede Erinnerung an meine Festungscirce spurlos unterging.

III.

In welcher Aufregung ich am folgenden Tage der vierten Nachmittagsstunde entgegen sah, läßt sich denken; ich zählte die Minuten, und machte dabei die Wahrnehmung, wie endlos lang ein solcher minimaler Zeitabschnitt unter Umständen erscheinen könne. Und wie das schon in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, stellten sich meiner fieberhaften Ungeduld noch in der letzten Stunde Hindernisse entgegen: ganz unvorhergesehene Diensteseobliegenheiten, die mich fast um das Stelldichein gebracht hätten. Dennoch gelang es mir, knapp vor vier Uhr abzukommen, und mich fast laufend auf den Weg zu machen.

Das Wetter hatte sich in der That sehr günstig angelassen. Die schönste Februarsonne strahlte vom blauen Himmel nieder und schuf einen wahren

Frühlingstag, wenn auch die Landschaft noch ihre ganze winterliche Kahlheit aufwies.

Schon von weitem gewahrte ich die schlanke Gestalt Ginevra's zwischen den bezeichneten Baumreihen auf und nieder wandeln. Auch sie nahm mich alsbald wahr und winkte mir mit dem Fächer, den sie statt eines Sonnenschirms mitgenommen und ausgespannt hatte, grüßend zu. Sie trug ihr Mäntelchen nur ganz leicht um die Schultern geworfen, und der schwarze Schleier umwehte lose ihr blondes Haupt.

„Also sind Sie doch gekommen", sagte sie lächelnd, als ich endlich athemlos und erhitzt vor ihr stand. „Ich hatte schon angefangen, ein wenig zu zweifeln."

Ich wollte zu meiner Entschuldigung hastig die Gründe der Verspätung auseinander setzen; aber sie unterbrach mich. „Das thut ja nichts. Sie sind jetzt da — und was mich betrifft, so hätte ich gewiß noch weit länger gewartet. Auch hab' ich Ihnen eine gute Nachricht mitzutheilen: meine Mutter will Sie empfangen."

„Welch ein Glück!" rief ich aus.

„Ich hatte es vorausgesehen", fuhr sie ruhig fort.

„Denn ich kenne meine Mutter und weiß, daß sie mir keinen Wunsch abschlägt. Sie dürfen jedoch nicht glauben, daß ich ein verzogenes Kind bin. Die Gute erfüllt meine Wünsche, weil ich nur selten einen habe — oder doch wenigstens ausspreche. Geschieht dies aber, dann ist sie auch überzeugt, daß es ein sehnlicher und wohl überlegter ist, auf welchen ich, wenn es noth thut, bestehe. Als ich ihr von unserer Begegnung auf dem gestrigen Balle erzählte, sagte sie daher blos: wenn Du glaubst, daß er es redlich meint, so mag er kommen. — Und Sie meinen es doch redlich?" setzte sie hinzu, indem sie mir voll und tief in die Augen sah.

Ich gestehe, daß mich diese Frage einigermaßen betroffen machte. Denn ich empfand, daß jetzt etwas Ernstes, feierlich Bindendes an mich heran getreten war, darauf ich nicht vorbereitet gewesen. Aber schon hatte ich mich über die schmale Hand gebeugt, die sich mir vertrauensvoll entgegenstreckte, und sie mit stummer Betheuerung geküßt.

„Ich habe nicht daran gezweifelt", sagte sie in festem Tone. „Die Officiere stehen zwar, was uns Mädchen betrifft, in keinem besonderen Rufe. Aber

ich glaube, es ist ein Vorurtheil, das, wie manches andere, gedankenlos nachgesprochen wird. Hatte ich doch an meinem Vater den Beweis, daß gerade in Ihrem Stande die Ehre über Alles geht. — Aber kommen Sie jetzt; meine Mutter erwartet Sie. Es ist zwar noch sehr schön hier außen; allein der Tag neigt sich doch schon dem Ende zu, und in der Dunkelheit sollen Sie unser Haus nicht betreten.“

So schritten wir denn auf die kleinen Wohnstätten zu, die in der Entfernung vor uns lagen. Sie bildeten, von kunstlos umzäunten Gärtchen und winzigen Grundstücken unterbrochen, eine Art Vorort, der im freien Felde lag. Es wohnten sichtlich arme Leute hier; aber Alles erschien wohlgehalten und reinlich. In den blanken Scheiben spiegelten sich die Strahlen der niedergehenden Sonne; hier und dort spielten Kinder friedlich vor den Thüren.

Das Haus, dem mich jetzt Ginevra entgegenlenkte, war etwas ansehnlicher als die übrigen; zum Eingang führten mehrere Stufen empor. Als wir diese hinan stiegen, zeigte sich am nächsten Fenster, das derb geröthete, neugierig blickende Antlitz einer bejahrten Frau, welche gleich darauf

im Flur an uns vorüber kam und in einer Seitenthür verschwand.

„Das war unsere Hauswirthin," sagte Ginevra; „die Wittwe des Amtsdieners, der unter meinem Vater gestanden und sich dieses kleine Anwesen im Laufe der Jahre erwirthschaftet hatte. Sie selbst bewohnt eben nur eine Kammer; alles Andere haben wir um ein Billiges gemiethet."

Sie öffnete eine zweite Seitenthür, durch welche wir in eine helle Küche traten, und von da in eine nicht ungeräumige Wohnstube, wo die Mutter Ginevra's im Lehnstuhle saß, eine zarte, schmächtige Frau, die leidend aussah, aber nicht viel über vierzig Jahre zählen konnte. Eine leichte Röthe flog über ihr Antlitz, als wir eintraten und sie mit einiger Mühe sich erhob.

„Da ist er, Mamma," sagte Ginevra. „Ich lasse Dich mit ihm allein." Sie legte rasch Fächer, Schleier und Mäntelchen ab und eilte wieder hinaus.

Ich näherte mich der blassen Frau, die sich wieder gesetzt hatte, und eine Pause gegenseitiger Verlegenheit trat ein.

Endlich begann ich: „Sie waren so gütig, mir zu gestatten — —“

„Es freut mich, Sie kennen zu lernen,“ erwiderte sie in ziemlich gebrochenem Deutsch. „Bitte, nehmen Sie Platz.“

Ich zog einen Stuhl heran.

„Ich weiß nicht,“ fuhr sie nach einigem Zögern fort, „ob ich recht gethan, Sie zu uns zu bitten; wohl die meisten Mütter würden Bedenken getragen haben. Aber meine Tochter hat mir Alles mitgetheilt, was auf dem Balle vorgefallen, und so schien es mir doch am gerathensten, einem Wiedersehen keine Hindernisse in den Weg zu legen. Ihre liebenswürdige Persönlichkeit“ — sie sagte diese Schmeichelei mit einem leichten Senken des Hauptes und in jenem feinen, vornehm ausgleichenden Tone, wie er nur in Italien zu hören ist — „Ihre liebenswürdige Persönlichkeit scheint einen tiefen Eindruck hervorgebracht zu haben, und es würde vielleicht zu geheimen Zusammenkünften gekommen sein, die für ein junges Mädchen immer höchst peinlich sind. Ich selbst war, als ich die Bekanntschaft meines unvergeßlichen Gatten machte, durch die

Verhältnisse im elterlichen Hause leider dazu gezwungen und weiß, was ich dabei gelitten habe. Denn trotz aller Liebe zu meinem Federigo, empfand ich einen solchen Verkehr doch stets als Verrath an meinen Angehörigen.“

Ich hatte, während sie so sprach, aufmerksam ihr Antlitz betrachtet, das von der Erinnerung belebt wurde. In der ganzen Erscheinung lag eigentlich nichts Südländisches, und wäre das Charakteristische der Aussprache und mancher Bewegungen nicht gewesen, man hätte sie kaum für eine Italienerin gehalten. Sanfte, weiche Züge, schlichtes kastanienbraunes Haar und ebensolche Augen; mit ihrer Tochter hatte sie nicht die geringste Aehnlichkeit.

Sie errieth meine Gedanken und sagte lächelnd: „Nicht wahr, Sie finden, daß mir Ginevra gar nicht ähnlich sieht? Sie ist ganz nach ihrem Vater gerathen. Wenn Sie sich die Mühe nehmen und jenes Bild dort betrachten wollen, so werden Sie das erkennen.“

Ich erhob mich und trat vor ein ziemlich verblaßtes Aquarell, das an einem Fensterpfeiler hing. Es war etwas steif, aber nicht ohne Empfindung

ausgeführt und stellte einen beiläufig dreißigjährigen Mann in Officierstracht der Jägertruppe vor. Aus dem überhohen Frackkragen ragte ein fein geschnittener, höchst charakteristischer Kopf mit lichtblonden Haaren und blauen Augen. Je länger ich das Bild bei dem ungewissen Dämmerlichte des Abends betrachtete, desto deutlicher traten mir die Züge Ginevra's daraus entgegen.

„Und nicht blos im Aeußeren gleicht sie ihm," fuhr die Frau auf meine laute Beistimmung fort; „auch in Allem und Jedem, was den Charakter betrifft, der bei ihr, obgleich sie erst vor Kurzem sechzehn Jahre alt geworden, bereits zu großer Festigkeit entwickelt ist."

„Ja, Ihre Tochter ist ein ganz einziges Geschöpf!" rief ich aus.

„Nun, vielleicht sind wir Beide bestochene Richter. Aber so viel glaube ich wohl selbst sagen zu dürfen: sie ist ein vortreffliches Mädchen und verdient glücklich zu werden."

„Sie wird es auch gewiß!"

„Das steht in Gottes Hand."

Ein Schweigen trat ein, während dessen man

aus der Küche herein das Knistern des Herdfeuers, so wie leise Schritte und Hantierungen vernehmen konnte.

„Ginevra bereitet den Kaffee,“ sagte Frau Maresch. „Sie muß ja überall mit angreifen. Eine Magd zu halten, sind wir nicht in der Lage; das Gröbste verrichtet die Frau, bei der wir wohnen. Die kleine Pension, die ich beziehe, reicht knapp zum Leben aus, und wären uns nicht vor einiger Zeit ein paar hundert Lire zugefallen, die mir ein Verwandter in Italien nachgelassen, wir würden vielleicht in Noth — und was noch schlimmer, in Abhängigkeit von fremden Menschen gerathen sein.“

„Sie haben gewiß noch mehrere Angehörige in Italien?“ fragte ich.

„Nein, — wenigstens Niemanden, der meinem Herzen nahe steht. Eltern und ein Bruder, den ich hatte, sind schon vor Jahren rasch nach einander weggestorben. Man hatte meine Heirath nach langen Kämpfen widerwillig zugegeben und mich dann in der Fremde mehr und mehr aus den Augen verloren. Ich habe, wie Sie sich denken können, trotz meines ehelichen Glückes sehr an Heimweh gelitten.

Endlich jedoch verlor sich auch das, und ich möchte jetzt eigentlich um keinen Preis mehr nach Italien zurück. Und auch nicht anders wohin. In Graz leben noch Verwandte meines Mannes, und diese haben mich wiederholt aufgefordert, mit Ginevra zu ihnen zu kommen. Aber wir ziehen es vor, unabhängig zu bleiben, so eingeschränkt wir leben müssen. Ueberdies sind wir, seit wir in diesem Hause wohnen, sehr zufrieden. Es ist zwar nicht viel mehr als eine Hütte, aber wir sind hier vollständig für uns, haben einen kleinen Garten — und mit ein paar Schritten ist man ganz im Freien. Ich sehne mich schon nach dem Frühling, wo ich dies Alles so recht werde genießen können; es soll mich hoffentlich ganz wieder herstellen."

So führten wir das Gespräch weiter, wobei nun auch ich Einiges über meine Lebensverhältnisse mit einfließen ließ, obgleich die feinfühlige Frau in dieser Hinsicht jede Frage vermied. Sie hörte mit bescheidener Aufmerksamkeit zu und sagte schließlich: „Ich sehe, daß Sie aus vornehmer Familie sind. Und Emil heißen Sie — Emilio. Ein schöner und mir wohl bekannter Name; mein armer Bruder hat ihn gleichfalls geführt."

In diesem Augenblick trat Ginevra ein, in der Hand eine kleine, grün lackirte Schirmlampe, wie sie damals gebräuchlich waren und deren Schein das bereits stark verdunkelte Zimmer angenehm erhellte.

„Du wirst Dich wohl schon mit ihm ausgesprochen haben, Mutter," sagte sie, die Leuchte niederstellend, „und ich kann den Kaffee bringen, der eigentlich längst fertig ist — und zu welchem Sie" — sie wandte sich mit einer Verbeugung an mich — „eingeladen sind, wofern Sie dieses Frauengetränk nicht verschmähen."

Und nun begann sie rasch, ihre Anstalten zu treffen. Sie schob den Tisch nahe an die Mutter heran und breitete ein frisches Tuch darüber. Dann brachte sie aus der Küche Kanne und Tassen, welche letztere sie sorgsam füllte und lächelnd credenzte.

Nachdem das Vesperbrod eingenommen war, stand sie auf und zündete eine Kerze an. „Nun aber will ich Ihnen auch mein Gemach zeigen," rief sie. „Es ist zwar ein ganz winziges Stübchen, aber ich herrsche darin unumschränkt."

Sie öffnete eine Seitenthür, die ich schon mehr-

mals in's Auge gefaßt hatte, und ließ mich, während sie voranleuchtete, eintreten. Der Raum war allerdings verschwindend klein; so zwar, daß man sich wunderte, wie das, was darin stand, dennoch hatte Platz finden können. In der Mittelwand zeigte sich ein Fenster; rechts und links davon waren zwei eingerahmte Tuschzeichnungen angebracht, welche südliche Landschaften vorstellten. Knapp am Fenster ein mit Weißzeug überhäufter Nähtisch, nahe dabei ein anderes kleines Tischchen, auf welchem zwischen einigen Blumentöpfen ein Vogelbauer stand. Die eine Seitenwand deckte ein Kasten; die andere ein Regal, das sich vollständig mit Büchern in verblaßten Einbänden ausgefüllt zeigte.

„Nun, hab' ich es mir nicht hübsch eingerichtet?" fragte Ginevra. „Wenn ich hier nähe, kann ich in unseren Garten blicken. Der ist freilich jetzt noch ganz kahl und wüst; dafür blühen meine Blumen am Fenster. Und das hier" — sie näherte sich mit dem Lichte dem Vogelbauer, in welchem ein Zeisig, den Kopf unter dem Flügel, bereits auf seinem Stängelchen schlief — das ist mein piccino! Er zwitschert bei Tag ganz lustig. Und dort" —

sie beleuchtete das Regal — „dort haben Sie den ganzen italienischen Parnaß: Dante, Ariosto, Tasso und so weiter. Er rührt von meinem Vater her, der seinen Stolz darein setzte, das Italienische zu verstehen, wie ein Eingeborener — oder eigentlich noch besser. Er las gar nichts anderes, und Gott weiß, wie oft er diese Bände mag vorgenommen haben. Er kannte kein anderes Vergnügen. In seinen jüngeren Jahren war er auch Zeichner und jene Landschaften dort sind von ihm in Neapel aufgenommen worden; denn er hat im Jahre Zwanzig die österreichische Intervention mitgemacht.“

Ich hatte inzwischen einen der Bände herausgezogen und aufgeblättert.

„Lesen vielleicht auch Sie italienisch?“ forschte sie.

„Ich sollte wohl; denn es wurde im Cadetten-Institute gelehrt. Aber ich habe es nicht weit gebracht.“

„Wir wollen mit einander lesen, dann wird es schon gehen. — Hast Du gehört, Mamma,“ rief sie in's Zimmer hinein, „daß ihm unsere Sprache nicht fremd ist?“

„Ho compreso; che piacere!“ ließ sich die Mutter vernehmen.

„Sie können sich übrigens denken," fuhr Ginevra fort, „daß ich selbst das Meiste von dem nicht kenne, was in den Büchern steht; es ist eine gar zu schwere Lektüre für ein junges Mädchen."

Wir waren bei diesen Worten wieder aus dem Stübchen getreten, und da ich wahrnahm, daß eine alte Standuhr im Zimmer bereits auf Acht wies, so hielt ich es für angemessen, mich jetzt zu verabschieden.

„Auf Wiedersehen," sagte die Mutter. „Sia benedetta la sua intrata da noi."

Ich zog die Hand, die sie mir reichte, ehrerbietig an die Lippen und trat aus der Thür, von Ginevra mit dem Lichte begleitet. Draußen stellte sie es nieder und folgte mir in den Flur. Dort blieb sie stehen und breitete mit einer unaussprechlich schönen und edlen Bewegung die Arme aus.

„Sie lieben mich also?" fragte sie mit einem innigen Blick.

Ich zog sie an mich, und unsere Lippen schlossen sich zu einem langen Kusse zusammen.

IV.

Und nun, fuhr der Oberst fort, begann für mich eine selige Zeit. Ich suchte, so oft es nur anging, das kleine Haus auf, dessen Stille und Abgeschlossenheit den Reiz eines Verhältnisses erhöhte, das sich unter dem sanften Auge der Mutter immer inniger entfaltete — und dabei das reinste und lauterste blieb, das sich denken läßt. Denn bei aller Leidenschaftlichkeit, mit welcher mir Ginevra ihre junge Seele erschloß, erwies sie doch eine jungfräuliche Hoheit und Würde, die mich mit Ehrfurcht und heiliger Scheu erfüllte. Ich kam gewöhnlich in den frühen Nachmittagsstunden. Dann saß Ginevra am Nähtisch und ich neben ihr, plaudernd oder still in ihren Anblick versunken, und wenn die Lampe angezündet war, lasen wir, während die Mutter zuhörte, in den Büchern des Vaters: Sonette Petrarca's, leicht faßliche Gesänge aus der divina

commedia, und hin und wieder ein Bruchstück von Meister Ludovico's phantastischem Gedicht. Aber nicht lange mehr duldete es uns in den Stubenräumen. Denn es war Frühling geworden und sonnige, warme Tage lockten uns vor das Haus. Die Mutter ließ sich ihren Lehnstuhl in das Gärtchen schaffen, wo bereits das erste Grün schimmerte und die Knospen dem Aufbrechen nahe waren. Dort weilte sie, während wir Anderen in das Feld hinausschritten, nach den Lerchen empor spähten, die schmetternd von den Schollen aufstiegen, und Ginevra die ersten Veilchen so wie andere frühe Blumen zum Strauße pflückte, den sie mir beim Abschied mitgab. So lebten wir wie in einem schönen Traum dahin und ahnten nicht, daß die Tage des Glückes gezählt seien . . . . .

Als ich einmal bei einbrechender Nacht nach Hause zurückkehrte, fand ich einen Brief meines Oheims vor, worin mir dieser mittheilte, daß es seinem Einflusse möglich geworden sei, meine Versetzung zu einem in Wien befindlichen Regimente zu erwirken. Und zwar mit gleichzeitiger Beförderung zum Lieutenant; eine sprungweise Vorrückung, wie

sie in jener Zeit durch die Gunst eines befreundeten Regiments-Inhabers nicht allzu schwer zu erreichen war. Er hoffe daher, so schloß er, mich recht bald umarmen zu können. Unter anderen Umständen wäre diese Nachricht eine höchst erfreuliche gewesen; in diesem Augenblick aber fuhr sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf mich nieder. Was sollte mir jetzt eine Beförderung? Was eine Versetzung nach Wien und das Wiedersehen meines Oheims, wenn mich dies Alles so rasch und plötzlich von der Geliebten wegriß!? Ich verbrachte eine schlaflose Nacht und schon am nächsten Morgen wurde ich von der Angelegenheit auch dienstlich verständigt, mit dem Beisatze, daß ich binnen dreier Tage an meinen neuen Bestimmungsort abzugehen habe. Also nur drei Tage, drei kurze Tage waren mir noch vergönnt — und auch diese, wie ich bei näherer Ueberlegung erkannte, nur in den aller kleinsten Bruchtheilen. Denn gerade bei meinem Scheiden aus dem Regiment war ich in dieser Spanne Zeit mehr als je an den cameradschaftlichen Verkehr gebunden, ganz abgesehen von den sonstigen Verpflichtungen, die mein so unerwarteter Abgang mir

auferlegte. Ich konnte also höchstens noch einen vollen Abend für mich retten. Der heutige war schon von einer gemeinsamen Fechtübung in Anspruch genommen, welche allwöchentlich stattfand und mit einer Tafel im Casino zu schließen pflegte. Drüben war man davon unterrichtet und erwartete mich daher nicht. Aber die Stunden, die knapp vor mir lagen, konnte ich erhaschen und machte mich sofort auf den Weg nach L . . . Es war ein schwerer Gang; mußte ich doch die Frauen von der so bald bevorstehenden Trennung in Kenntniß setzen!

Ich traf die Mutter allein zu Hause. Sie war in letzter Zeit etwas zu Kräften gelangt und schien eben beschäftigt, Verschiedenes im Zimmer zu ordnen.

„Ah, Emilio!“ rief sie überrascht, als sie mich eintreten sah. „Wie schön, daß Sie wieder einmal Vormittags kommen und uns so für den verlorenen Abend entschädigen. Ginevra besorgt eben ein paar kleine Einkäufe in der Stadt; sie wird jedoch gleich wieder zurück sein. Aber was haben Sie denn?“ fuhr sie mit besorgten Blicken fort, da sie meine ernste und niedergeschlagene Miene wahrnahm. „Ist vielleicht Etwas vorgefallen?“

„Allerdings, carissima madre“ — ich pflegte sie stets so zu nennen — „allerdings ist Etwas vorgefallen. Etwas ganz Unerwartetes, Trauriges — —“ Und nun theilte ich ihr zögernd und mit aller Vorsicht mit, was nicht verschwiegen bleiben konnte.

Sie mußte sich setzen. „Mein Gott,“ brachte sie mühsam hervor, „so rasch, so plötzlich! Und was wird Ginevra dazu sagen? Sie ist zwar ein starkes Mädchen — aber dennoch. — — Ich glaube, da ist sie schon,“ setzte sie aufhorchend hinzu.

In der That waren draußen die leichten Schritte Ginevra's zu vernehmen, und gleich darauf kam sie selbst in's Zimmer geeilt, das Antlitz von der Luft geröthet, ein Körbchen am Arme, das sie rasch bei Seite stellte, um mir dann, wie gewöhnlich, an die Brust zu fliegen.

„Da bist Du ja!“ rief sie. „Ich hab' es gewußt! Den ganzen Weg über ist es mir im Geiste vorgegangen, daß ich Dich beim Nachhausekommen hier treffen würde!“

„Mit Deinen Ahnungen!“ sagte die Mutter. „Wenn Du wüßest, was ihn hierher geführt —“

Sie erblaßte leicht. „Was willst Du damit

sagen, Mamma?“ fragte sie mit stockender Stimme, indem sie uns Beide mit athemloser Spannung ansah.

Und nun erfuhr auch sie, was da kommen sollte. Bei jedem Worte, das sie vernahm, wurde sie bleicher, ihre Arme sanken langsam an den Hüften hinab; so stand sie eine Weile wie erstarrt. Dann aber strich sie mit der Hand langsam über die Stirn und sagte: „Wir hätten darauf gefaßt sein können, daß dies früher oder später geschehen würde. Und da es nicht zu ändern ist, so wollen wir es mit Standhaftigkeit tragen. Wann mußt Du schon fort?“

„In drei Tagen.“

„Das ist freilich bald, sehr bald. Aber gleichviel. Wien ist nicht aus der Welt, und Du wirst mich dort wie hier lieben.“

„Nun, wer weiß,“ warf die Mutter mit erzwungener Scherzhaftigkeit ein, „ob er uns in Wien nicht vergißt.“

„Wie kannst Du nur so sprechen, madre,“ brauste sie auf. „Als ob Du nicht aus Deinem eigenen Leben wüßtest, daß selbst die größte Ent-

fernung, die längste Trennung an Gefühlen, wie die unseren, nichts zu ändern vermögen! Im Gegentheile werden sie dadurch nur gefestigt. Nicht wahr?" — wandte sie sich an mich und schlang den Arm um meine Schultern — „nicht wahr, wir gehören einander an für's Leben."

„Für ewig!" erwiderte ich und küßte sie auf die Stirn. „Und sieh'," fuhr ich, plötzlich von einem tröstlichen Gedanken überkommen, fort, „vielleicht reißt mich das Schicksal in bester Absicht von Deiner Seite. Ich treffe in Wien mit meinem Oheim zusammen, der ein viel vermögender Mann ist. Er liebt mich wie einen Sohn, und wird sich gewiß bestimmen lassen, irgend etwas für unsere Zukunft zu thun. Wir sind ja Beide noch jung und können warten."

„Ja," erwiderte sie, „wir *können* und *wollen* warten."

Aber schon hatte mich die Empfindung überkommen, eine grundlose Hoffnung ausgesprochen zu haben. Gerade von meinem Oheim hatte ich, für's Erste wenigstens, gar nichts zu erwarten; vielmehr hatte ich die Ueberzeugung, daß er sich sofort feind-

selig gegen ein Verhältniß stellen würde, das ihm bei seinen ehrgeizigen Plänen hinsichtlich meiner militärischen Laufbahn durchaus nicht wünschenswerth erscheinen konnte. Um dieses unangenehme Bewußtsein zu übertäuben, sagte ich rasch: „Und wie es auch sein möge: jedenfalls komme ich nach den Waffenübungen um einen Urlaub ein, den man mir nicht verweigern kann. Ich kehre also ganz gewiß im Spätherbst zurück und werde in der Festung bei einem Freunde, oder hier in einem Gasthofe wohnen. Dann können wir uns einige Wochen für die Trennung schadlos halten."

„Und uns um so inniger des Wiedersehens freuen," setzte sie hinzu, mir tief in die Augen blickend. „Aber heute bleibst Du doch?"

„Du weißt, ich kann nicht; höchstens bis drei Uhr. Es wird uns überhaupt nur ein Abend mehr vergönnt sein — der morgige. Ich werde so früh wie möglich kommen — zum Abschied."

„Zum Abschied," wiederholte sie still. „Aber heute kannst Du wenigstens mit uns zu Mittag essen. Ich werde gleich das Nöthige veranlassen." Und sie erhob sich, um nach der Küche zu sehen,

wo sich bereits die Hauswirthin am Herde zu schaffen machte.

„Merkwürdiges Mädchen!“ sagte die Mutter, als wir jetzt allein waren, mit feuchten Augen. „Diese Seelenstärke! Man würde es nicht für möglich halten. Ich selbst war bei gleichem Anlasse in Thränen aufgelöst und vermochte mich tagelang nicht zu fassen. Und sie! Sie ist wirklich ganz ihr Vater.“

Später deckte Ginevra, bleich zwar, aber ruhig wie sonst, den Tisch und wir setzten uns zum Mahle, von welchem unter einsilbigem Gespräch nur wenig berührt wurde. Auch später blieb es ganz still in der vertrauten Stube. Ich saß mit Ginevra Hand in Hand auf einem kleinen Sofa, der Mutter gegenüber, die eine Strickarbeit vorgenommen hatte und uns dabei von Zeit zu Zeit wehmüthig betrachtete. Endlich war es drei Uhr und ich erhob mich.

„Also morgen,“ sagte Ginevra, indem sie mir die Hand drückte.

„Morgen — zum letzten Mal!“

„Nicht zum letzten Mal!“ sprach sie kraftvoll.

Als ich aber jetzt der Mutter die Hand reichte und mich der Thür zuwandte, da brach in ihr der

zurückgedämmte Schmerz mit elementarer Gewalt hervor. Laut aufweinend stürzte sie auf mich zu und umschloß mich mit den Armen.

So standen wir lange, während sie mich krampfhaft festhielt und mit ihren heißen Thränen benetzte; dann riß ich mich los.

V.

Der Oberst hielt inne und blickte eine Zeit lang schweigend vor sich hin. „Ich möchte am liebsten meine Geschichte hier abbrechen," sagte er dann; „denn die Rolle, die ich nunmehr zu spielen beginne, ist nichts weniger als glänzend. Aber ich will mir die Buße auferlegen und im Context fortfahren."

Der Abschied war ein tief ergreifender gewesen. Ich hatte Ginevra beim Scheiden ein Ringlein mit blauem Stein gegeben, welch' letzterer im Geschmack jener Zeit ein kleines Herz vorstellte. Sie selbst löste das goldene Kreuz, das sie beständig trug, vom Halse los und reichte es mir. „Nimm!" sagte sie. „Es ist ein Andenken meines Vaters; das einzige Schmuckstück, das ich von ihm habe. Schon seine Mutter hat es getragen. Trag' es jetzt Du als Erinnerung an mich, bis wir wieder vereint sind."

Ich kam mir damit wie gefeit vor und fühlte, wie siegreich das Bild Ginevra's, deren im Trennungsschmerz zitternde Gestalt, deren bleiches, verweintes Antlitz ich während der Reise beständig vor Augen hatte, allen neuen Eindrücken Stand halten würde. Deren waren auch anfänglich nicht allzu viele. Denn für's Erste galt es, im Regiment, wo man den eben nicht erwünschten Einschub mit mißtrauischer Zurückhaltung empfangen hatte, festen Fuß zu fassen, was mir eine doppelt eifrige Diensteserfüllung zur Pflicht machte. Auch hatte ich in Wien keine Anverwandten außer meinem Onkel, und der war ein eingefleischter alter Hagestolz, welcher, trotz seiner hochgestellten Verbindungen, der sogenannten Gesellschaft mit barscher Rücksichtslosigkeit aus dem Wege ging. Seine Erholung war, allabendlich ein vielgerühmtes Gasthaus in der innern Stadt aufzusuchen, wo er sich im Kreise einiger Alters- und Gesinnungsgenossen nach des Tages Mühen und Sorgen behaglich auslebte. Da hatte er nun seine Freude daran, mich dort einzuführen und, so oft es anging, auf das köstlichste zu bewirthen, wobei der Champagner nicht gespart wurde. So war meine freie

Zeit fast ausschließlich von ihm in Anspruch genommen; höchstens, daß ich hin und wieder einmal das Theater besuchte. Dabei war und blieb aber meine größte Freude der Briefwechsel mit Ginevra. Wir schrieben einander regelmäßig alle acht Tage, was unter den damaligen Verhältnissen dem heutigen täglichen Schreiben gleichkam, und es läßt sich nicht sagen, mit welcher Aufregung ich jeden Brief Ginevra's erbrach, mit welchem Entzücken ich ihn las — und wieder las . . . .

So waren mehr als drei Monate verstrichen, als der Adjutant des Bataillons, bei welchem ich stand, schwer erkrankte und ich beauftragt wurde, einstweilen seine Dienstleistung zu übernehmen. Der commandirende Major, ein Baron Dumont, stammte aus einer französischen Emigranten-Familie und galt als höchst unfähiger Mann, dem allerdings eine gewisse Gutmüthigkeit nachgerühmt wurde. Da er des deutschen Idioms niemals ganz mächtig geworden, hing er gar sehr von seinem Adjutanten ab, den er übrigens auch zu einer Art persönlichen Hofdienstes heranzuziehen liebte. Als schlechter Reiter sah er es gerne, wenn man seine schönen Pferde tummelte; bei

Spaziergängen ließ er sich begleiten, und Abends war man ein für alle Mal zum Thee gebeten, wogegen man sich freilich herbeilassen mußte, stundenlang mit ihm Piquet oder Ecarté zu spielen, das einzige Vergnügen, das er kannte. Er war mit einer polnischen Gräfin verheirathet, die zur Zeit meines Eintreffens beim Regiment auf einem Gute in der Nähe Lembergs sich befand, nunmehr aber eines Tages ganz plötzlich in Wien erschien. Beim ersten Anblick dieser Frau hatte ich eine eigenthümliche Empfindung; ich wußte nicht, war es Schreck oder Wohlgefallen — vielleicht beides zusammen. Die Gräfin mochte ungefähr achtundzwanzig Jahre alt sein, und ihr Gesicht war bereits leicht verwittert; bei näherer Betrachtung jedoch zeigte sich ein reizendes Profil, und die blassen Lippen enthüllten im Lächeln zwei Reihen der köstlichsten Zähne. Von nicht allzu hohem Wuchse, zeichnete sie sich durch etwas langsame, aber ungemein graziöse Bewegungen aus; Hände und Füße waren die schönsten, die ich je gesehen. Ihr reiches Haar war von einem matten, glanzlosen Braun, und auch die grauen, von den Lidern halb verdeckten Augen hatten etwas Er-

loschenes, das plötzlich in ein überraschendes Aufleuchten übergehen konnte. Dazu die weiche, fremdländische Aussprache, die vornehme Ungezwungenheit einer vollendeten Weltdame — und man mußte sich sagen, daß man sich hier einer höchst verführerischen Erscheinung gegenüber befinde. Ihr Gatte schien sich durch ihre Anwesenheit etwas beengt zu fühlen, und es war ihm sichtlich recht, daß sie mich mit großer Liebenswürdigkeit aufforderte, meine Abendbesuche nach wie vor fortzusetzen. So spielten wir denn jetzt zu Dreien Whist mit dem Strohmanne, und nach dem Thee plauderten wir, wobei die Hausfrau es liebte, sich in träger Behaglichkeit auf einer Chaiselongue auszustrecken und Cigaretten zu rauchen, was damals etwas noch ganz Unerhörtes war. Dieses Gehaben behielt sie auch bei, wenn zuweilen noch andere Herren geladen waren; sie liebte es dann, in solch ungezwungener Weise Cercle zu halten. Damen wurden niemals beigezogen; die Gräfin erklärte, sie sei noch nicht in der Verfassung, eigentliche gesellschaftliche Beziehungen aufzunehmen. Gegen mich erwies sie eine Art mütterlicher Vertraulichkeit, die sich oft zu allerlei

unbefangenen kleinen Zärtlichkeiten steigerte. Sie strich mir, auch in Gegenwart ihres Gatten, das Haar zurecht, berührte, nach polnischer Sitte, schmeichelnd meine Schulter, oder ließ im Gespräch ihre Hand wie unbewußt lange auf meiner ruhen, wobei mich stets heißer Schauer durchrieselte.

Es wäre nun an der Zeit gewesen, öfter das goldene Kreuzchen zu befühlen, das ich an mir trug. Nicht etwa, daß das Bild Ginevra's durch den intimen Verkehr mit der schönen Frau getrübt oder gar verwischt worden wäre; nein, es leuchtete mir noch immer in voller Klarheit entgegen, aber aus viel weiterer Entfernung als früher, wo es mich sozusagen auf Schritt und Tritt begleitet hatte.

Eines Abends, als wir wieder beim Whist saßen und ich mir einige Fehler im Spiel hatte zu Schulden kommen lassen, sagte die Gräfin: „Aber was treiben Sie denn, mon enfant? Sie leiden ja an einer unverantwortlichen Zerstreutheit. Sind Sie vielleicht gar verliebt?“

„Du stellst Gewissensfragen, Lodoiska,“ bemerkte ihr Gatte mit seinem stereotypen Lächeln.

„Und wenn dem so wäre, Gräfin?" entgegnete ich halb im Ernst, halb im Scherz.

„So würd' ich es begreiflich finden," antwortete sie. „Denn die Liebe ist das Recht der Jugend. Und wo weilt der Gegenstand Ihrer Gefühle? Hier in Wien?"

„Keineswegs. Weit — sehr weit von hier entfernt."

Sie erwiderte nichts und steckte hastig ihre Karten in einander. „Ist es ein junges Mädchen?" fragte sie nach einer Weile.

„Das versteht sich wohl von selbst," sagte der Major.

„Schön?" fuhr sie kurz fort.

„Ungemein," warf ich hin, den angeschlagenen Ton festhaltend.

„Brünett?"

„Blond."

Sie schwieg und wendete ihre Aufmerksamkeit wieder dem Spiele zu. Als der Robber beendet war, stand sie auf und sagte, sie leide heute an Migräne und wolle sich deshalb zeitig zur Ruhe begeben. So brach auch ich früher als sonst auf,

vom Major wie immer mit einem wohlwollenden Händedruck verabschiedet.

Von jenem Abend an beobachtete sie gegen mich eine gewisse Zurückhaltung. Sie nahm seltener am Spiele theil und zog sich während dessen in den anstoßenden Salon zurück, wo sie auf dem Clavier phantasirte oder Stücke von Chopin spielte. Dann kam sie wieder herein und nahm ihre gewohnte Lage auf der Chaiselongue ein. Wenn ich nach ihr hinsah, konnte ich bemerken, daß ihr Blick mit einem ganz seltsamen Ausdruck auf mich gerichtet war.

Dies alles verfehlte nicht, mich in eine gewisse Unruhe zu versetzen, die auf den Briefwechsel mit der entfernten Geliebten nicht ohne Einfluß blieb. Es war mir, als hätte ich Etwas zu verschweigen, geheim zu halten, und in Folge dessen geriethen meine Briefe weniger rund und fließend als früher; sie wurden gezwungener, fragmentarischer. Ginevra aber schien nichts davon zu bemerken. Ihre Zeilen athmeten die gewohnte gleichmäßig ernste Leidenschaftlichkeit, die sich in Worten jeder Ueberschwänglichkeit enthielt, jedoch die reinsten und vollsten Herzenstöne anschlug. Und immer kam die stets

wachsende Freude darüber zum Ausdruck, daß nun die Zeit näher und näher rücke, um welche ich auf Urlaub in L . . . erscheinen würde.

Das aber war es, was meine Unruhe nur noch steigerte. Denn je reiflicher ich diese Angelegenheit erwog, desto deutlicher wurde mir, zu welch unüberlegtem Versprechen ich mich damals hatte hinreißen lassen. Wie konnte ich, nachdem ich mich kaum sechs Monate beim Regiment befand, schon um einen Urlaub nachsuchen — und das gerade jetzt, wo ich mich in einer besonderen dienstlichen Verwendung befand, deren Ende sich gar nicht absehen ließ; denn der Adjutant, obwohl schon auf dem Wege der Genesung, bedurfte noch einer längeren Erholung. Und ganz abgesehen von diesen so gewichtigen Bedenken: ich mußte mein Gesuch doch irgendwie begründen. Womit? Mit Familienangelegenheiten? Man wußte ja, daß mein Oheim in Wien lebte, und wie würde sich dieser, den ich jetzt ohnehin selten genug sah, zu meiner Absicht verhalten? Gewiß verweigernd, um so verweigernder, wenn ich ihn, wozu ich einen Augenblick schon entschlossen gewesen, in den ganzen Sachverhalt einweihte. Ich

war also in der That ganz rathlos und wußte nicht, was ich beginnen sollte.

In dieser peinlichen Gemüthslage begab ich mich an einem neblichten Oktoberabende, nachdem ich einen einsamen und gedankenvollen Rundgang um das Glacis gemacht, in die Wohnung des Majors, der ich nun schon drei Tage fern geblieben war. Im Spielzimmer brannte bereits die Astrallampe; im Halbdunkel des Salons aber saß Gräfin Lodoiska am Flügel, dessen Töne mir schon beim Eintritt entgegen geklungen hatten.

Als sie jetzt mein Erscheinen gewahr wurde, rief sie mir, ohne sich zu unterbrechen, zu: „Kommen Sie nur da herein. Es ist mir draußen zu hell; die Lampe thut meinen Augen weh.“ Dann erhob sie sich und trat mir, von dem Schein eines leichten Feuers, das im Ofen flackerte, phantastisch beleuchtet, entgegen. Sie trug ein einfaches, knapp anliegendes Tuchkleid, von dessen dunklem Blau sich ein weit ausgelegter weißer Halskragen und hohe Manschetten glänzend abhoben. Ihr volles Haar, auf welches sie scheinbar wenig Sorgfalt verwendete, umrahmte in losen Scheiteln ihr schimmerndes Antlitz.

„Sie müssen heute mit mir allein vorlieb nehmen,“ begann sie in melancholischem Tone. „Dumont hat nothgedrungen eine Einladung angenommen. Ich selbst ließ mich entschuldigen; denn ich bin so gar nicht gestimmt, in die Welt zu gehen.“

Sie hatte sich bei diesen Worten auf einen Pouf niedergelassen, der in der Mitte des Salons stand, und lud mich mit einer Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich bin seit einiger Zeit auch nicht in der besten Stimmung,“ sagte ich, mich setzend.

„Ich habe es wohl bemerkt,“ erwiderte sie leise und nachdenklich. „Vertrauen Sie mir doch an, was Sie drückt.“

Es wurde mir nicht leicht, darauf zu antworten. „Nun,“ sagte ich endlich, „vielleicht entsinnen Sie sich noch meiner Erklärungen — oder eigentlich Andeutungen über eine Herzensangelegenheit — —“

„Ja wohl; ich erinnere mich.“

„Ich hatte in dieser Hinsicht,“ fuhr ich zögernd fort, „um einen Urlaub einkommen wollen; sehe aber, daß sich unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen —“

„Dann denken Sie nicht weiter daran," warf sie leicht hin.

„Ja, wenn das nur so ginge. Ich habe eine bestimmte Zusage gemacht — man erwartet mich — —"

„Nicht jede Erwartung kann erfüllt werden. Aber beichten Sie mir, mon enfant," fuhr sie im alten vertraulichen Tone fort, indem sie meine Hand faßte, „wer ist denn eigentlich die junge Dame? Ist sie von guter Familie? Haben Sie ernste Absichten?"

Es wurde mir wieder schwer, zu antworten. „Allerdings hege ich solche — obgleich —"

„Sich auch in dieser Hinsicht Schwierigkeiten entgegenstellen?" fügte sie rasch bei. „Ich verstehe. Es ist ein armes Mädchen, daß Sie nicht sofort zu Ihrer Frau machen können. Aber sagen Sie: haben Sie ein bindendes Versprechen gegeben? Oder wäre," fuhr sie, mir höchst ausdrucksvoll in die Augen sehend, fort, „wäre das Verhältniß etwa schon so weit gediehen, daß Sie durchaus nicht mehr zurücktreten könnten?"

Ich verstand, was sie meinte. „O nein!" rief ich; „das ist durchaus nicht der Fall."

„Dann ist es ja ein wahres Glück, daß Sie hier zurückgehalten werden, lieber Freund! Bedenken Sie, wie gefährlich für Sie — und auch für Ihre Geliebte ein solches Wiedersehen wäre. Es könnte Ihnen dann wirklich die Verpflichtung erwachsen, das Mädchen zu heirathen. Und wie wollten Sie das anfangen? Sie wären vielleicht gezwungen, Ihre ganze Carriere aufzugeben, wie schon Mancher vor Ihnen — zu ewiger Reue. Und das Alles schon in Ihren Jahren! Nein, nein; schlagen Sie sich die Sache aus dem Sinn!"

Ich vernahm schon eigentlich nicht mehr recht deutlich, was sie sprach. Denn sie war mir ganz nahe gerückt; ihr warmer Odem, ihr duftiges Haar streiften meine Wange. Ich fühlte, wie es sich wie ein schwerer, betäubender Schleier über mich legte. Ich erwiderte nichts und seufzte nur tief auf.

„Armes Kind," sagte sie, indem sie mir das Haar aus der Stirn strich, „armes Kind, lieben Sie sie denn wirklich so sehr?"

Sie mochte in dem Blick, mit dem ich sie jetzt ansah, ein ganz anderes Geständniß lesen und ein Ausdruck grausamen Triumphes überflog ihre Züge.

„Sie werden Alles vergessen, wenn Sie bei uns bleiben. Und Sie bleiben bei uns — nicht wahr?“

Sie hielt mir die Hand hin, die ich ergriff und mit leidenschaftlichen Küssen bedeckte.

Sie ließ es lächelnd geschehen; dann drückte sie ihr Haupt fest an meine Schulter und flüsterte: „endlich!“

Ich sank ihr zu Füßen.

VI.

Mehr als ein Jahr war seitdem verstrichen, ich selbst aber ganz in dem Taumel einer Leidenschaft untergegangen, die bereits anfing, mich mit all den Qualen zu erfüllen, welche ähnliche Beziehungen mit sich bringen. Ich hatte damals Ginevra ganz kurz mitgetheilt, daß es mir unmöglich sei, einen Urlaub anzutreten; die Gründe würde ich in meinem nächsten Briefe ausführlich auseinander setzen. Das verschob ich aber von Tag zu Tag — um es schließlich zu unterlassen. Was hätte ich auch schreiben sollen? Zwei Briefe, die inzwischen von Ginevra eingetroffen waren — den Empfang des zweiten hatte ich auf einem Schein bestätigen müssen — fand ich gar nicht den Muth zu lesen, sondern schob sie unerbrochen in ein Fach meines Schreibtisches und legte das Kreuz dazu, auf daß es mich nicht länger an meine Treulosig-

keit mahne. So geberdete ich mich wie der Vogel Strauß, und da nun auch aus L . . . keine weitere Kundgebung mehr eintraf, so hielt ich mit jenem Leichtsinn der Unreife, der Einem in späteren Jahren ganz unfaßlich vorkommt, die Sache für wohl oder übel abgethan, und die Stimme des Gewissens sprach immer seltener und schwächer.

Da, an einem strahlend kalten Januartage, als ich eben im Begriffe war, an einer Schlittenpartie in den Prater theilzunehmen, welche Lodoiska, die dieses Vergnügen sehr liebte, vorgeschlagen hatte, wurde mir — ich trat gerade aus meiner Wohnungsthür — ein Brief überbracht. Ein Blick auf die Adresse genügte, um mich erkennen zu lassen, daß er von der Mutter Ginevra's war. Erschrocken schob ich ihn rasch in die Brusttasche meines Mantels, entschlossen, mir durch diese unerwartete Mahnung die Freude des Tages nicht verkümmern zu lassen. Als ich spät in der Nacht nach Hause kam und den Brief hervorlangen wollte, fand er sich nicht mehr vor; er mußte, da ich den Mantel inzwischen mehrmals abgelegt, der Tasche entglitten sein. Dieser Verlust berührte mich höchst peinlich. Wer konnte

wissen, wem das Schreiben in die Hände gefallen war, und während der nächsten Tage hegte ich die Erwartung, daß es in irgend einer Weise an mich zurück gelangen würde. Aber das geschah nicht, und ich glaubte endlich einen Wink des Schicksals darin zu erkennen. War mir doch so die bittere Wahl erspart geblieben, ob ich den Brief hätte lesen sollen oder nicht; zudem konnte ich mir ja leicht vorstellen, was er enthalten haben mochte. Dennoch wurde durch diesen Zwischenfall mein Gewissen wieder in Aufruhr gebracht, und ich mußte, trotz aller Uebertäubungsversuche, in einem fort an die blasse, hinfällige Frau denken, die mir in ihrem mütterlichen Schmerze geschrieben. Mit der Zeit freilich wurden auch diese Nachwirkungen schwächer und gingen endlich ganz vorüber.

So war es, seit ich Theresienstadt verlassen, zum zweiten Male Carneval geworden. Obgleich die Pariser Februarrevolution Europa in Bestürzung versetzt hatte, tanzte man in Wien doch sorglos auf einem Vulkan, dessen Ausbruch in allernächster Zeit bevorstand. Lodoiska, die keine Lust an Bällen zeigte, wollte gleichwohl eine Redoute besuchen, wo

damals die Damen weniger durch ihre Toiletten, als vielmehr durch Geist und Witz zu glänzen suchten und sich den Herren gegenüber unter der Larve gerne die Zügel schießen ließen. Lodoiska, in einen rosenrothen Domino gehüllt, machte von der Maskenfreiheit den ausgiebigsten Gebrauch und umschwärmte fortwährend einige junge Cavaliere, die sie zu kennen schien. Sie hatte nämlich im verflossenen Sommer ein Landhaus in Hietzing bezogen und war dort wieder mit den Kreisen in Berührung gekommen, welchen sie angehörte. Dabei hatten sich für mich bereits mehrfache Anlässe zu beschämender Eifersucht ergeben, die ich um so peinlicher empfand, als ich mich auch sonst mehr und mehr durch ein Verhältniß entwürdigt fand, das der Major, nach Art gewisser Ehemänner, auffallend begünstigte.

Ich war also gegen Morgen höchst mißmuthig von der Redoute nach Hause gekommen und hatte dann weit in den Tag hinein geschlafen. Als ich eben mit dem Ankleiden fertig war, erschien mein Diener und meldete, daß eine junge Dame in Trauer mich zu sprechen wünsche.

Wie ein Blitz durchzuckte es mich: Ginevra! Aber schon hatte ich auch diesen Gedanken mit der Annahme beschwichtigt, daß die Betreffende möglicherweise eine pauvre honteuse sein könne, wie solche nicht allzu selten die Officiere in Anspruch zu nehmen pflegten. Ich sagte also meinem Diener, er möge die Dame nur in's Nebenzimmer treten lassen.

Als ich, dennoch bangen Herzens, die Thür öffnete, stand Ginevra aufrecht in der Mitte des Zimmers, die Arme, wie es ihre Art war, an den Hüften herabgesenkt, die Hände leicht in einander geschlossen. Sie war auffallend größer geworden, und ihre Formen zeigten sich erst jetzt vollständig entwickelt. Eine elfenbeinartige Blässe lag über ihrem Antlitz und die Augen hatten den mir bekannten dunkel metallischen Glanz der Erregung. Ihr Haar schimmerte noch goldiger als früher unter dem schwarzen Krepphute hervor.

„Verzeihen Sie," begann sie mit einem leichten Senken des Hauptes, „daß ich Sie aufgesucht. Es würde nicht geschehen sein, wenn Sie den Brief meiner Mutter einer Antwort gewürdigt hätten."

„Den Brief Ihrer Mutter —“ stammelte ich in athemloser Verwirrung. Und mit einem Blick auf ihre schwarze Kleidung fuhr ich fort: „Ihre Mutter —“

„Ist vor zwei Monaten gestorben,“ sagte sie ernst.

„Mein Gott —“ erwiderte ich tonlos.

„An einem Rückfall in jene Krankheit, von der Sie ja wissen.“

Es war, als wollte sie in diese Worte für mich eine Beruhigung legen.

„Mein Gott – “ wiederholte ich, während sich jetzt ihre Augen langsam mit Thränen füllten. „Aber ich bitte, setzen Sie sich doch —“

Sie drückte ihr Tuch an die Wimpern und machte eine kurz ablehnende Bewegung. „Ich werde Sie nicht lange stören. Ich bin nur gekommen, um eine Bitte auszusprechen, die ich durch meine Mutter an Sie richten ließ. Ich ersuche Sie, mir das Kreuz zurückzustellen, daß ich Ihnen gegeben. Sie kennen den Werth, den es für mich hat — und hoffentlich befindet es sich noch in Ihrem Besitze.“

„Gewiß, gewiß,“ entgegnete ich und wollte an meinen Schreibtisch treten. Aber unwillkürlich hielt

ich inne. „Und Sie, Ginevra — was werden Sie jetzt — —"

„Ich folge dem Rufe von Verwandten, die in Graz leben; denn in L . . . mag ich nun nicht länger bleiben. Aber ich werde Niemandem zur Last fallen, sondern Unterricht im Italienischen ertheilen, der in jener Stadt sehr gesucht sein soll."

Wie sie jetzt so vor mir stand, ungebrochen von Allem, was da geschehen, in mädchenhafter Selbständigkeit, im Vollbewußtsein ihrer Hoheit und Würde: da überkam mich das ganze Gefühl meiner eigenen Erbärmlichkeit und drohte mich zu ersticken. Wie aus einem Sumpfe blickte ich zu ihr empor.

„Ginevra," rief ich, „Sie verachten mich — Sie müssen mich auf's tiefste verachten!"

„Ich verachte Sie nicht," entgegnete sie ruhig. „Was können Sie dafür, daß Sie mich nicht geliebt haben?"

„O! Nicht geliebt!"

„Nicht so, wie ich in thörichter Zuversicht voraus gesetzt — nicht so wie ich Sie geliebt. Wie sehr ich durch diese allmälige Erkenntniß gelitten, werden Sie mir ohne weitere Versicherung glauben.

Jetzt aber habe ich überwunden und sehe ein, daß es so kommen mußte. Daher hege ich auch keine Verachtung, keinen Groll gegen Sie; vielmehr bin und bleibe ich Ihnen dankbar, für die erste schöne Täuschung meiner Jugend. Sie war trotz Allem die glücklichste Zeit meines Lebens — und wird es wohl in meiner Erinnerung immer bleiben. Und so stelle ich Ihnen auch" — sie zog bei diesen Worten einen Handschuh halb ab — „den Ring, den Sie mir damals gaben, nicht zurück — wie ich es vielleicht sollte. Ich werde ihn tragen bis an's Ende meiner Tage."

In mir wogten die unaussprechlichsten Gefühle. „Ginevra!" rief ich leidenschaftlich und wollte, ihre Hand erfassend, vor ihr hinknieen.

Sie trat rasch einige Schritte zurück. „Was soll das?!" rief sie mit herber Stimme. „Es ziemt sich nicht zwischen uns."

„Verzeihen Sie! Und doch wenn Sie — wenn Sie vergessen könnten — —"

Sie zog die Brauen zusammen. „Nun, nun, sprechen Sie weiter!"

„Es könnte noch Alles gut werden," hatte ich

sagen wollen. Aber ich brachte die Worte nicht mehr hervor. Denn ich empfand, wie hohl und nichtig eine solche Versicherung aus meinem Munde klingen müsse, und die unklare Vorstellung eines versöhnenden Ausgleiches, die sich meiner bemächtigt hatte, ging unter in dem Bewußtsein vollständiger Unkraft. Ich schwieg.

Sie betrachtete mich mit einem Blick des Mitleids. „Sehen Sie, Sie wissen selbst nicht, was Sie sagen sollen, und fühlen, daß wir für immer geschieden sind. Und nun bitte ich: das Kreuz.“

Keiner Erwiderung fähig, ging ich an den Schreibtisch, suchte es hervor und reichte es ihr. Sie nahm es und wickelte mit zitternder Hand die Papierhülle los. In ihrem Antlitz zuckte es schmerzlich, als jetzt ihr Blick auf das matt schimmernde Gold fiel. Ich sah, wie sie sich gewaltsam beherrschte, um nicht in Thränen auszubrechen. Ein Schüttern ging durch ihren ganzen Körper; sie mußte sich setzten. „Mein Gott! Mein Gott!“ sagte sie still. Dann stützte sie die Stirn mit der Hand und begann leise zu weinen.

Ich wagte nicht zu athmen.

„Es ist vorüber," sagte sie endlich, indem sie aufstand und sich die Augen trocknete. „Leben Sie wohl!"

Noch einmal war es mir, als sollte ich die Hand, die sie mir jetzt reichte, nicht wieder loslassen, sollte die herrliche Gestalt an mich ziehen, wie einst. Sie schien es zu fühlen, und rasch sich mir entreißend, schritt sie der Thür zu.

„Ginevra!" stieß ich hervor und wollte sie zurückhalten. Aber sie winkte mir heftig abwehrend zu und verschwand. Ich sank auf den Stuhl, den sie eingenommen hatte, und blieb regungslos sitzen. ...

Bald darauf folgten jene Märztage, deren stürmische Ereignisse auch mich über mich selbst hinausrissen. Freilich in einem anderen Sinne als Diejenigen, so damals das Banner der Freiheit entfalteten. Wir waren eben Soldaten und erfüllten unsere Pflicht. Ich selbst stand noch bei den Truppen, die Wien belagerten. Dann kam der ungarische Feldzug mit seinen wechselvollen Geschicken und blutigen Schlachtfeldern — und als spätere Jahre über so Vieles den Schleier der

Vergessenheit breiteten, war auch über meine jugendlichen Herzenskämpfe das Gras gewachsen.

* * *

„Und haben Sie nichts mehr von Ginevra gehört?“ fragte man nach einer Weile.

„Allerdings; ich war in der Lage, Erkundigungen einzuziehen. Sie lernte in Graz einen jungen Triestiner kennen, der sich im Laufe der Zeit eine sehr glänzende Stellung in Egypten gemacht. Sie hat ihn geheirathet. Auch gesehen glaube ich sie zu haben — und zwar während der Weltausstellung in einem offenen Wagen vorüberfahren, mit ihrem Mann und einer bereits erwachsenen Tochter. Es ist jedoch möglich, daß ich mich getäuscht.“

„Sie wird es wohl gewesen sein,“ sagte die Hausfrau nachdenklich. „Und so haben Sie wenigstens das Bewußtsein, daß sie glücklich geworden.“

„Daran habe ich nie gezweifelt. Denn sie war eine starke Natur; unglücklich sind allein die Schwachen.“

„Und die Polin?“ fragte eine andere Dame.

„Das wäre eine Geschichte für sich,“ antwortete der Oberst, indem er aufstand und den Rest seiner

Cigarre in den Aschenbecher warf. „Vielleicht erzähle ich sie Ihnen nächstens. Jetzt aber muß ich nach der Stadt zurück; ich werde erwartet.“ Er verabschiedete sich und ging.

Die Anderen blickten ihm nach, bis seine hohe Gestalt im Abenddunkel zwischen den Bäumen verschwunden war. Dann bemerkte der Hausherr: „Schade um ihn! Er hat sich seit jeher mit Weibern geschleppt, und da wird man zuletzt, wie Goethe sagt, abgewunden gleich Wocken.“

Geschichte eines Wienerkindes.

*∂

I.

Im Frühling des Jahres 1870 fand in dem Wiener Vororte, wo ich damals, einem Drange nach Zurückgezogenheit folgend, meinen Wohnsitz genommen hatte, eine festliche Hochzeit statt. Fast der gesammten Einwohnerschaft waren zierlich gedruckte Anzeigen zugegangen, und wer nur irgend abkommen konnte, der fand sich auch am festgesetzten Tage zum feierlichen Trauungsacte in der geräumigen Pfarrkirche ein. Ich konnte gleichfalls nicht umhin, zu erscheinen; denn ich war mit dem Bräutigam persönlich bekannt, wenn auch nicht näher, als dies öftere Begegnungen an öffentlichen Orten mit sich zu bringen pflegen. Er war ein junger Mann in

den ersten Dreißigern uud so recht das Bild eines Wiener Bürgersohnes von älterem Schlage. Nicht allzu groß, dabei leicht zu körperlicher Ueberfülle neigend, hatte er ein hübsches, frisch gefärbtes Gesicht und äußerst gutmüthige blaue Augen, die in beständiger Heiterkeit strahlten. Er kleidete sich nach neuestem Schnitte und hatte eine Vorliebe für bunte Halsbinden, nahm sich aber keineswegs geziert oder geckenhaft aus; vielmehr trat in seinem ganzen Wesen eine gefällige, etwas sorglose Natürlichkeit zu Tage. Sein Vater, ein wohlhabender Mann, hatte es aus kleinen Anfängen heraus zum Stadtzimmermeister gebracht und am Eingange des Ortes ein ansehnliches Familienhaus erbaut, an das sich ein großer Arbeitsplatz und weitläufige Holzlager schlossen, welchen Liegenschaften sich im Laufe der Zeit noch ausgedehnte Ziegeleien in der nächsten Umgebung gesellten. Als der alte Stadler starb, theilten sich zwei Söhne in den wohlgegründeten Besitz; so zwar, daß der Aeltere, welcher bereits verheirathet war, die Zimmermeisterei weiter betrieb, der Jüngere aber das Holzgeschäft und die Verwaltung der Ziegeleien übernahm, nebenher ein

behagliches, jedoch keineswegs lockeres Junggesellenleben fortführend. Jetzt aber war er, wie sich zeigte, desselben überdrüssig geworden; im Stammhause war Raum genug für eine zweite Familie — und so hatte er eben nur die Braut zu wählen gehabt.

Die Kirche, durch deren gothische Bogenfenster das Licht eines sonnigen Maitages fiel, war überfüllt; wie natürlich, zeigte sich das weibliche Geschlecht vorwiegend vertreten und harrte mit Spannung auf das Erscheinen der Brautleute. Und als dieses jetzt erfolgte und das junge Paar mit einem zahlreichen Anhange aus der Sakristei in die Kirche trat: da ging ein vernehmbares Murmeln der Bewunderung durch den stillen Raum und Aller Augen folgten der Braut, die in der That einen entzückenden Anblick darbot. Hohen Wuchses den Bräutigam etwas überragend, schritt sie an dessen Arm, bleich vor innerer Erregung, mit gesenktem Haupte dem Altare zu. Der wallende Schleier, der Myrtenschmuck im dunkelblonden Haar, das matte Weiß des Hochzeitskleides gaben der kräftig schlanken Gestalt etwas sanft Verklärtes, und als sie jetzt aufblickte, schimmerten ihre Augen hell wie Gold. Man war erstaunt und

athmete kaum; so viele, so makellose Reize hatte man nicht zu sehen erwartet. Auch ich war überrascht — doppelt überrascht. Denn ich hatte das schöne Geschöpf, das jetzt in reifer Mädchenhaftigkeit vor den Altar trat, in fast noch knospender Entwickelung gekannt, und während nunmehr der Priester seine Anrede hielt, das Brautpaar mit klangvollen Stimmen die Jaworte sprach und die Ringe gewechselt wurden, erinnerte ich mich an Folgendes.

* *
*

Es war zu Anfang der Sechziger Jahre. Ich hatte den Soldatenrock noch nicht lange ausgezogen und mich mit meinen litterarischen Hoffnungen und Entwürfen in einer stillen Vorstadtwohnung eingesponnen, die ich in der Regel während der ersten Nachmittagsstunden verließ, um in einer nahe gelegenen Gastwirthschaft mein Mahl einzunehmen. Auf dem Wege dahin mußte ich an einem stattlichen Hause vorüber, an einer jener Neubauten, wie sie damals aller Orten emporwuchsen und hier der Hauptstraße der Vorstadt ein immer vornehmeres Aussehen verliehen. Es gehörte, wie ich später er=

fuhr, der Wittwe eines Baumeisters, der die Herstellung auf eigene Rechnung in Angriff genommen hatte, inzwischen aber mit dem Tode abgegangen war. An einem Fenster des ersten Stockwerkes, in welchem die Eigenthümerin wohnte, gewahrte ich nun öfter das reizende Profil eines Mädchens, das hinter einer Reihe wohlgepflegter Blumentöpfe saß. Die noch sehr jugendliche Schöne wendete natürlicherweise den Kopf bisweilen nach der Straße, und so kam es, daß sich eines Tages unsere Blicke begegneten, wobei mir ihre hellen Goldaugen besonders auffielen. Seitdem stellte sich zwischen uns eine Art stillen Einverständnisses her; so zwar, daß sie mich jetzt immer zu erwarten schien und sich, wenn sie mich kommen sah, hinter den Blumen erhob, mir auf diese Art auch den Anblick ihrer zarten Büste zu Theil werden lassend. Obgleich ich nun keinerlei Absichten hegte, so spann ich doch den Faden des kleinen Romans in anmuthigen Träumen fort, indem ich es gewissermaßen dem Schicksale überließ, ob es mich vielleicht ohne mein Zuthun dem holden Geschöpf näher bringen wolle. Es durchzuckte mich daher ein freudiger Schreck, als

ich sie eines Tages, da ich gerade auf dem Heimwege begriffen war, sehr zierlich gekleidet aus dem Hausthore treten und in die nächste, nur ein paar Schritte entfernte Seitengasse einbiegen sah. Im ersten Augenblick war ich wie eingewurzelt stehen geblieben; dann aber folgte ich ihr. Sie trug ein helles, blau gestreiftes Sommerkleid und ein braunes Strohhütchen, das mit künstlichen Feldblumen geschmückt war. Zum ersten Male hatte ich ihre hohe, schlanke Gestalt ganz vor Augen und konnte die harmonischen Gliederbewegungen, die kräftig ausschreitenden Füßchen und die dichte Fülle des Haares bewundern, das ihr, nach der Mode jener Zeit, halbgelöst, in einem feinen Seidennetze weit über den Nacken hinabhing. Sie mußte mich vorhin gleichfalls wahrgenommen haben; denn sie wendete öfter den Kopf zur Seite, wie um zu spähen, ob ich ihr gefolgt und in der Nähe sei.

Jetzt hatte sie die Gasse durchschritten, welche in eine breite, von Menschen und Fuhrwerken sehr belebte Straße mündete. Dort blieb sie einen Augenblick unschlüssig stehen, setzte dann behutsam auf den Fußspitzen über den Fahrweg, der erst vor kurzem

bespritzt worden war, und ging jenseits, sich nach rechts wendend, noch ein Stück fort, um in eine jener stillen, nach dem Südbahnhof führenden Gassen einzubiegen, welche damals noch zum größten Theil von wipfelüberragten Gartenmauern gebildet wurden. That sie das, um mir Gelegenheit zu ungescheuter Annäherung zu bieten? Kaum konnte ich daran zweifeln, denn sie hatte ja jetzt mit einer raschen Wendung nach mir zurückgeblickt. Dennoch und obgleich ich nun ebenfalls die Gasse betrat, konnte ich einer gewissen muthlosen Befangenheit nicht Herr werden, und hielt mich noch immer in einiger Entfernung. Endlich, da ich sah, daß sie langsamer zu gehen anfing, faßte ich ein Herz und war bald an ihrer Seite, indem ich mich, den Hut lüftend, in einem Gewirre von Worten verfing, wie man sie bei ähnlichen Anlässen zur Entschuldigung zu stammeln pflegt.

Sie blickte mich leicht von der Seite an und brach dann in ein klingendes Lachen aus.

„Entschuldigen Sie sich doch nicht gar so sehr,“ sagte sie. „Wir sind ja alte Bekannte; denn Sie gehen täglich an unserem Hause vorüber. Aber wer

sind Sie eigentlich?" fuhr sie nach einer Pause fort, indem sie mich jetzt mit ihren hellen Augen eindringlich musterte.

Ich gestehe, daß mich nunmehr eine eigenthümliche Verlegenheit überkam. Der Berufstitel „Schriftsteller" diente in jener Zeit noch nicht zu besonderer Empfehlung; man war weit eher geneigt, einige Mißachtung daran zu knüpfen. Ueberdies hatte ich noch keine öffentlichen Proben meiner Thätigkeit abgelegt, war daher gewissermaßen weder Fleisch noch Fisch. Dennoch mußte ich mich entschließen, mit einiger Beklemmung zu sagen: „Ich bin Schriftsteller."

„So," erwiderte sie gedehnt. „Und was schreiben Sie denn?"

Neue Verwirrung meinerseits. „Nun — Dramen — Novellen —"

Ich konnte bemerken, wie sich ihr Näschen, dessen feine Nüstern leicht geschwellt waren, ein wenig rümpfte.

„Also ein Dichter!" sagte sie spöttisch. „Aber das thut nichts; Sie sehen gar nicht darnach aus. Für heute übrigens," setzte sie kurzweg hinzu,

„müssen wir uns trennen. Bleiben Sie hier zurück; mein Weg führt mich nach einer ganz anderen Richtung, und begleiten dürfen Sie mich nicht. Wenn Sie aber wieder mit mir zusammentreffen wollen, so kommen Sie einmal zu Schwott. Sie wissen doch —?"

„O ja, ich weiß —"

„Nun also. Jeden Samstag, manchmal auch an Donnerstagen bin ich Abends dort. Es ist sehr lustig. Und nun leben Sie wohl!" Sie streckte mir die Hand entgegen, drückte die meine kurz und kräftig, und eilte mit raschen Schritten den Weg zurück, auf dem sie gekommen.

Ich jedoch blieb mit sehr niederdrückenden Empfindungen in der verödeten Gasse stehen. Schon das anfängliche Lachen und die ersten Worte des jungen Mädchens hatten mich befremdet; die ungezwungene, gleichsam überlegen leichtfertige Art und Weise, in der sie sich gab, hatte mich mehr und mehr enttäuscht und ernüchtert; — bei ihrer Aufforderung aber, zu „Schwott" zu kommen, war ich vollends aus allen Himmeln gefallen.

Zu Schwott! Es war dies eine nach ihrem

Besitzer benannte Tanzschule, die sich in einem alten, heute nicht mehr bestehenden Häusercomplex der inneren Stadt befand. Sie wurde weit weniger des Unterrichtes wegen besucht, den man dort ertheilte: ihre Hauptanziehungskraft waren die sogenannten „Gesammtübungen", welche an drei Abenden der Woche stattfanden. Nicht blos ein Theil der jeunesse dorée in all ihren Spielarten erschien dabei; es kamen auch ältere, ja selbst alte Lebemänner, die hier im Trüben zu fischen gedachten. Denn es war bekannt, daß man in den schwülen und überfüllten Räumen der Tanzschule neben interessanten, vielumworbenen Erscheinungen aus der feineren weiblichen Halbwelt auch den frischen Reizen von Beamten- und Bürgerstöchtern begegnete, welche sich, wie man annehmen konnte, ohne Vorwissen ihrer Angehörigen hierher begaben, jugendlicher Vergnügungssucht — oder auch schlimmeren Antrieben folgend. Ich selbst war in früherer Zeit einmal dort gewesen und hatte es, wie meine Schöne gesagt, in der That sehr lustig gefunden. Aber auch sie war in diesem ruchlosen Gewirre zu treffen — sie, die mir hinter ihren Blumen als

holdes Bild der Jungfräulichkeit erschienen war! Ich fühlte, wie sich mir jetzt bei diesem Gedanken das Herz zusammenzog. Trotzdem wäre ich immerhin genug Realist gewesen, um ein Stelldichein von Seiten eines so reizenden Geschöpfes unter allen Umständen willkommen zu heißen. Um aber mit einer jungen Dame, die zu „Schwott" ging, in nähere Beziehungen zu treten, dazu waren meine Verhältnisse in keiner Weise angethan. So kam ich denn, während ich langsamen Schrittes nach Hause ging, mehr und mehr zur Einsicht, daß der Sache ein für alle Mal ein Ende zu machen und jeder weitere Verkehr abzubrechen sei. Die Ausführung dieses Entschlusses wurde mir auch durch äußere Umstände erleichtert. Denn, nachdem ich eine Zeitlang vermieden hatte, mich in der Hauptstraße zu zeigen, mußte ich in Folge einer Kündigung meine Wohnung räumen. Ich miethete mich hierauf in einem entlegeneren Theile der Vorstadt ein und sah die schöne Elise Schebesta — den Namen hatte ich später in Erfahrung gebracht — in der That nicht mehr. Einmal nur, als ich an einem neblichten Octoberabende die innere Stadt durchschritt, glaubte ich beim Scheine

der Gasflammen erkannt zu haben, daß sie an der Seite eines sehr vornehm aussehenden Herrn in einem Fiaker an mir vorüber gefahren war.

* *
*

Und nun, nach einer Reihe von Jahren, stand sie, schöner denn je, mit schimmernder Myrte geschmückt am Altar . . . . .

Die Ceremonie war zu Ende und die Menge drängte aus der Kirche in den leuchtenden Tag hinaus, um die Theilnehmer der Hochzeit noch in die Wagen steigen zu sehen. Diese aber fuhren jetzt, während sich der Schleier der Braut in der wehenden Luft aufbauschte und leicht hin und her flatterte, dem Bürgerhause zu, das am Eingange des Ortes mit blumengeschmückter Pforte dem fröhlichen Einzug entgegen harrte.

II.

Die Neuvermählten mußten keine Hochzeitsreise angetreten haben — keine längere wenigstens, denn schon in nächster Zeit begegnete ich ihnen bei einem Spaziergange an dem stillen, den Vorort abgrenzenden Donaugelände. Es war ein milder, leicht bewölkter Abend, und die Ufer des Canals, tagsüber durch anlangende Frachtschiffe und Holzflöße reich belebt, zeigten sich gänzlich verödet; nur ein geduldiger Angler saß an dem sanft dahin fließenden Wasser. Ich war um diese Zeit oft hier zu finden; denn ich liebte die stimmungsvolle Einsamkeit der Gegend, und auch die Beiden hatten sie wohl aufgesucht, um sich ungestört im Freien ergehen zu können. Sie schritten Arm in Arm, dicht aneinander geschmiegt, das Ufer entlang und blickten gemeinsam nach einem Eisenbahnzuge, der eben jenseits, über eine frei ragende Brücke hinweg,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

in's Land hineinbrauste. Als ich an ihnen vorüberkam, mußte ich einen Gruß darbringen, wobei mich die Besorgniß anwandelte, daß mich die junge Frau vielleicht sofort wieder erkennen würde. Aber wiewohl sie mich, den Gruß mit ihrem Gatten erwidernd, rasch und aufmerksam betrachtete, so konnte ich doch ihrem Gesichtsausdrucke nicht entnehmen, ob dies der Fall gewesen; wahrscheinlich hatte sie mich bereits vollständig aus dem Gedächtnisse verloren. Ich konnte später nicht umhin, stehen zu bleiben und dem Paare nachzublicken, bis es hinter einer hohen Baumgruppe, die, wie auf einem holländischen Landschaftsbilde, ein altes, einzeln stehendes Gebäude umdunkelte, verschwand. Trotz allem, was mir bekannt war, überkam mich jetzt ein wehmüthiges Gefühl der Verlassenheit — ein fast an Neid streifendes Nachempfinden des Glückes, das ich da vor Augen gehabt. —

Und dieses Glück schien in ungetrübter Dauer vorhalten zu wollen, wenn gleich die schöne Frau Stadler mit einem etwas herausfordernden Benehmen ziemlich gewagte Toiletten zur Schau trug, und ihr, wenn sie sich an gewissen Abenden der

Woche mit ihrem Gatten in einem viel besuchten Gasthause einfand, am Stammtische Alles auf's lebhafteste den Hof machte. Da geschah es auch oft genug, daß sie noch in später Nachtstunde, von einem lauten, angeheiterten Männerschwarme umringt, in das nahe gelegene, menschenleere Kaffeehaus trat, wo man lärmend Platz nahm und bei dampfenden Punschgläsern den erregten Lebensgeistern vollends die Zügel schießen ließ. Dennoch verlautete nichts, was dem Rufe der Dame zu nahe getreten wäre; sie schien vielmehr neben diesem heiteren Lebensgenusse ihre Pflichten in jeder Hinsicht sehr gewissenhaft zu erfüllen. Sie war, das sah man, eine vortreffliche Hausfrau, besorgte alle Einkäufe selbst, zeigte sich jeden Sonn- und Feiertag in der Kirche, und als sie im zweiten Jahre ihrer Ehe Mutter geworden war, vollzog sich auch in ihrem Wesen ein sichtlicher Wandel. Sie kleidete sich weit einfacher, erschien immer seltener am Stammtische und war auf der Straße meistens nur, höchst aufmerksam und besorgt, hinter einem netten Korbwägelchen sichtbar, das von einer Magd gezogen wurde und in welchem ein rosiges Kindchen unter

einem blauen Schleier schlummerte. Ja, wenn man späterhin die einst so lebendige und bewegliche Frau sah, wie sie mit zunehmender Leibesfülle und leicht schwellendem Doppelkinn an schönen Sommerabenden sich aus dem Fenster lehnte und mit einer Art von satter Zufriedenheit auf die belebte Straße hinabblickte: da machte sie so recht den Eindruck des Soliden und Altbürgerlichen. Dann war es mir auch immer, als hätte ich ihr Etwas abzubitten, und ich kam zur Einsicht, wie thöricht und ungerecht es sei, von Vergangenem stets auf das Zukünftige schließen zu wollen. Was lag daran, daß sie als Mädchen, wie es im Volksmunde heißt, ihr Leben genossen hatte? Wenn sie jetzt nur eine treue, sorgsame Gattin, eine liebende Mutter war — und ihren Mann beglückte. Und daß sie ihn beglückte, das erkannte man an seinen heiteren Mienen, seinen strahlenden Augen. Auch er hielt sich jetzt von Vergnügungen ziemlich ferne und schien sich mit Vorliebe auf sein trauliches Heim zu beschränken, das nunmehr schon zwei heranwachsende Kinder beleben: ein Knabe und ein Mädchen, schön und blühend, wie aus einem Gemälde von Rubens herausgeschnitten.

Da begab es sich eines Winters, daß in dem Vororte eine Persönlichkeit sichtbar wurde, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war dies ein hoch gewachsener, noch ziemlich jugendlicher Mann von überaus vornehmem Aeußeren, der im Hôtel garni Wohnung genommen und sich in das Meldebuch als Leo Röber, Fabrikdirector, eingezeichnet hatte. Gleichwohl schien er ohne jegliche Beschäftigung zu sein und gehabte sich wie Jemand, der in völliger Unabhängigkeit von seinen Renten lebt. Er machte, wenn auch im Stillen, ziemlichen Aufwand; speiste im Casino, das mit dem Hôtel in Verbindung stand, an einem eigens für ihn bereit gehaltenen Tische, und bei Fahrten nach der Stadt bediente er sich, Omnibus und Pferdebahn verschmähend, stets eines Miethwagens. Nach und nach verlautete indeß, daß die Fabrik, deren Direktor er sich nannte, erst im Entstehen begriffen, er selbst aber von einer Aktiengesellschaft beauftragt sei, in der Umgebung des Ortes den Anlageplatz zu ermitteln und Voranschläge zu entwerfen. Endlich schien er dies auch in Angriff nehmen zu wollen und trat mit einigen einheimischen Fachleuten —

worunter die Gebrüder Stadler — in gewisse Unterhandlungen, ohne sich jedoch mit Einem von ihnen näher und bestimmter einzulassen, wie er denn überhaupt jedem umgänglichen Verkehr mit sehr hochmüthiger Zurückhaltung auswich. Auch bei den Bällen, welche im Laufe des Carnevals in dem großen Saale des Casinos stattfanden, erschien er blos als steifer Zuseher, in tadellosem Frack, eine weiße Camelie im Knopfloch. Ich selbst kümmerte mich um ihn begreiflicherweise sehr wenig, wenn ich auch bei zufälligen Begegnungen auf der Straße nicht umhin konnte, seine wirklich auffallend schöne und interessante Erscheinung mit Wohlgefallen zu betrachten. Und er war, wie alle unbeschäftigten Menschen, häufig genug auf der Straße anzutreffen. Vor allem liebte er es, in der Lindenallee auf und nieder zu schreiten, welche sich vom Eingang des Ortes bis zum Linienwalle erstreckte. Diese Allee, im Sommer schattig und duftig, jetzt aber kahl und durchsichtig, führte an dem freistehenden Stadler'schen Hause vorüber, von diesem durch die breite Fahrstraße getrennt; auf der anderen Seite dehnten sich, niedrig eingeplankt, weitläufige Felder aus. Als

ich eines Tages — es war schon im März und die Sonne schien hell und warm — mit der Pferdebahn aus der Stadt zurückkehrte, gewahrte ich ihn dort schon von weitem und glaubte zu bemerken, daß er im Gehen nach den Fenstern des Bürgerhauses emporspähte, dem wir uns jetzt Beide näherten. Im Vorüberfahren folgte ich unwillkürlich seinem Blicke und sah, daß Frau Elise aufrecht dicht hinter den Scheiben stand. Wie ein Blitz durchzuckte es mich, daß hier ein Einverständniß obwalte. Aber that ich den Beiden nicht vielleicht Unrecht? Konnte ich mich nicht täuschen? Eine Zeit lang dachte ich darüber nach; zuletzt aber sagte ich mir, daß mich ja die Sache ganz und gar nichts angehe, und ließ meine Vermuthung um so mehr auf sich beruhen, als ich eben mit Vorbereitungen zu einer Reise nach Italien beschäftigt war, die ich bald darauf antrat.

III.

Meinem Wanderaufenthalte im Süden war ein ziemlich langer und seßhafter bei einem Freunde in Steiermark gefolgt, und so waren auch bis zu meiner Rückkehr beinahe zwei Jahre vergangen. Meine Wohnung hatte ich beibehalten, und als ich im Zwielicht eines frostigen Spätherbstabends ankam, fand ich in dem mir so lieb gewordenen Vororte Vieles verändert. Vor allem gewahrte ich, daß er seinen ländlichen Charakter, der schon seit längerem mehr und mehr in's Schwinden gekommen war, inzwischen fast gänzlich eingebüßt habe. Die Lindenallee war gefällt worden und hatte einem neuen Geleise der Pferdebahn Platz gemacht; die ausgedehnten Ackerflächen, wo früher zwischen schwankenden Aehren Mohn und Cyanen geblüht, waren zu wüsten Baugründen geworden, auf welchen sich

bereits eine Reihe hoher und einförmiger Miethkasernen erhob, zum Theil noch von Gerüsten umkleidet. Auch auf der anderen Seite der Straße, neben dem Stadler'schen Hause, zeigten sich neue Bauten: arg verschnörkelte, aber doch höchst stattliche und geräumige Villen, zwischen denen sich der alte Bürgersitz, um einen sehr großen Theil seines freiliegenden Grundes beschnitten, recht eng und gedrückt ausnahm. Zudem zeigte er sich äußerlich sehr vernachlässigt; die Tünche war verwittert, die Fenster dunkelten wie erblindet. Im weiteren Verlauf der Straße überraschte mich eine Anzahl prunkvoll erleuchteter Kaufläden; auch war der Verkehr viel lebhafter, als er sonst um diese Stunde zu sein pflegte. Als ich am nächsten Morgen ausging, begegnete ich fast lauter unbekannten Gesichtern; ein Zeichen, daß viele neue Einwohner zugewachsen waren. Erhoben sich doch, wie ich jetzt sah, überall neue Häuser; selbst die Querstraße, die man nicht lange vor meiner Abreise durch eine weite Flucht verwüsteter Gärten abgesteckt hatte, war in zwei Reihen kleiner Paläste fast ausgebaut. Ich trat, um zu frühstücken, in das Kaffeehaus. Dort war

Alles beim Alten geblieben; nur die Fenster hatte man vergrößert und mit hellen Spiegelscheiben versehen. Im übrigen ebenfalls fremde Gäste, mit Ausnahme eines bejahrten Mannes, der eine Brille mit dunklen Gläsern auf der stark gerötheten Nase trug. Er war mir von früher her als Gemeindesecretär bekannt, und ich wunderte mich, ihn während der Amtsstunden hier zu treffen. Als ich grüßend auf ihn zutrat, hatte er einige Mühe, mich zu erkennen, freute sich aber dann sehr des Wiedersehens und theilte mir mit, daß er vor zwei Monaten seine Pensionirung erhalten habe. Seines zunehmenden Augenleidens wegen. Damit stehe es jedoch, Gott sei Dank, noch immer nicht gar so schlimm; es wäre eben nur ein sehr willkommener Vorwand für den neuen Herrn Bürgermeister gewesen, um ihn, den alt gedienten und verdienten Beamten, bei Seite zu schieben. Der Mann wolle nun einmal Alles von Grund auf umwandeln. „Ja," fuhr der Alte in wehmüthigem Tone fort, „die schönen, gemüthlichen Zeiten sind vorüber, und unser liebes D... nimmt eine andere Gestalt an. Schon heute ist es kaum mehr zu erkennen — geben Sie Acht, in einigen

Jahren wird es ganz und gar mit der Stadt zusammen gewachsen sein. Hoffentlich erleb' ich das nicht mehr."

Ich suchte ihn zu trösten und erkundigte mich nach Diesem und Jenem, unter anderen auch nach den Stadlers.

„Die Stadlers? Wissen Sie denn nicht, daß der Jüngere gestorben ist?"

„Gestorben?"

„Ja wohl, — es war eine recht traurige Geschichte."

„Wie so?"

„Sie haben also gar nichts davon gehört? Seine Frau ist ihm durchgebrannt. Mit diesem Herrn Röber, dem sogenannten Fabrikdirector. An den müssen Sie sich ja noch erinnern. Eines schönen Morgens war sie fort, Mann und Kinder im Stiche lassend. Alle ihre Pretiosen hat sie mitgenommen und auch eine Summe Geldes, die allerdings in so ferne ihr Eigenthum war, als sie einige Mitgift in's Haus gebracht. Der arme gute Ferdl — Sie wissen ja, daß er Ferdinand geheißen hat — war ganz außer sich, dem Irrenhause nahe."

„Er hat sie wohl sehr geliebt?"

„Und wie! Von Jahr zu Jahr mehr. Schön war sie, das muß man sagen. Er hatte sie auf einem costümirten Bauernballe kennen gelernt, der hier im Casino stattfand und zu dem sie aus der Stadt gekommen war — als Tirolerin. Er vernarrte sich sofort in sie und hat sie geheirathet, obgleich ihm Mancher, der wußte, daß ihr Ruf nicht der beste sei, dringend davon abrieth. Im Uebrigen erschien die Partie ganz passend. Das Fräulein Schebesta war aus guter Familie, eines Baumeisters Tochter und, wie gesagt, auch nicht ganz ohne Vermögen, obgleich auf dem Hause, das ihr nach dem Tode der Mutter zugefallen, genug Schulden hafteten. Und während ihrer Ehe hielt sie sich auch die längste Zeit ganz brav, wenn sie auch eine flotte Frau war. Aber da mußte der Lump mit seiner stolzen Haltung und dem interessanten Backenbart kommen — und aus war's und geschehen. Indeß, nachdem der erste Schmerz sich ein wenig gelegt hatte, suchte sich der verlassene Ehegatte so gut es ging zu fassen. Er hat seinen Kindern zuliebe Alles aufgeboten, sein schweres Schicksal mit männlicher Kraft zu tragen

— und es war ihm auch so ziemlich gelungen. Da, eines Tages — sechs Monate ist es jetzt her — steht er dort an jenem Billard und spielt, wie gewöhnlich nach Tisch. Plötzlich fällt ihm der Queue aus der Hand, mit der andern fährt er nach der Stirn — und sinkt lautlos zu Boden. Der Schlag hatte ihn getroffen."

„Und die Kinder?" fragte ich nach einer Pause.

„Mit denen ist es auch eigenthümlich gegangen. Selbstverständlich hat sie der Bruder zu sich genommen, dessen Frau ihm keine Nachkommenschaft geschenkt hat. Aber bald darauf erkrankten sie, fast gleichzeitig, am Scharlach. Als sie beinahe schon genesen waren, trat Diphtheritis hinzu — und beide starben in einer Nacht."

„Das ist wirklich sehr traurig."

„Na, vielleicht war's zu ihrem Besten. Man soll Keinen beklagen, wenn er einmal da unten in der Erde liegt. Wer weiß, was die zwei Kleinen noch Alles hätten erleben müssen; jedenfalls aber blieb's ihnen erspart, sich späterhin über ihre Mutter klar zu werden. Auch geht's ja — im Vertrauen gesagt — schon seit Jahren mit den Stadler'schen

abwärts. Der Krach im Jahre 73 hat auch auf die Brüder gewirkt; es hieß, daß sie nur mit Mühe den Concurs abwehrten. Daher sind auch, als der Jüngere starb, sofort die Ziegeleien sammt den Holzlagern verkauft worden; und auch der Johann treibt die Zimmermeisterei nur mehr recht nothdürftig fort. Denn mit der Ausschließlichkeit, die den Vater emporgebracht, ist's schon lange vorbei, und die Concurrenz, die auf jedem Gebiete herrscht, hat den Sohn überflügelt. Sie werden das auch dem Hause anmerken, wenn Sie vorüber kommen. Früher blickte es Einem so hell, so einladend entgegen; jetzt nimmt es sich neben den modernen Nachbarn ganz finster und trostlos aus. So ist der Lauf der Welt," schloß er seufzend: „das Neue florirt — und das Alte geht zu Grunde."

Er war aufgestanden, nahm Hut und Ueberrock vom Nagel und schickte sich zum Fortgehen an.

„Und hat man nichts mehr von der Frau gehört?" fragte ich.

„Nichts Gewisses. Anfangs hieß es, das Paar habe sich nach Pest gewendet. Dann wollte man erfahren haben, daß sie in Paris seien, während

Andere behaupteten, sie wären gar nicht über Wien hinaus gekommen. Es ist auch jetzt ganz gleichgültig. Wer weiß, ob sie überhaupt noch beisammen sind. Derlei Dinge halten nicht."

Er reichte mir die Hand und empfahl sich. Ich aber blieb sitzen und sah durch die neuen Spiegelscheiben auf die Straße hinaus, die in diesem Augenblick wenig belebt war. Ein scharfer Nordwind hatte sich erhoben und fegte welkes Laub von den Bäumen des Kaffeehausgartens über das Pflaster. „Ja," sagte ich still vor mich hin, „das ist der Lauf der Welt."

Ein Trupp von Kindern, die nach beendeter Schulstunde, die Bücherränzel auf dem Rücken, lustig am Fenster vorbei tollten, weckte mich aus meinen Gedanken.

IV.

Seitdem war fast ein Jahr verstrichen, als eines Vormittags an meine Thür geklopft wurde und ein jüngerer Schriftsteller eintrat, der sich bei seinen Berufsgenossen keiner besonderen Beliebtheit erfreute. Nicht ohne Begabung schon sehr früh in die Litteratur getreten, hatte er sich auf allen möglichen Gebieten versucht und bethätigte sich, da der Erfolg seinen Erwartungen nicht entsprach, zuletzt fast nur mehr als Kritiker. In dieser Eigenschaft hielt er — gewissermaßen schon ein Vorläufer der heutigen „neuesten Schule“ — als leitenden Grundsatz die Behauptung aufrecht, daß alles bisher Geleistete veraltet sei, und in unsere Zeit nicht mehr passe. Er selbst fühlte sich durchaus „modern,“ sprach stets von einer Litteratur der Zukunft und erwies sich in Folge dessen gegen Anfänger sehr nachsichtsvoll und ermunternd, besonders wenn die-

selben dem weiblichen Geschlechte angehörten. So stand er denn auch bei gewissen Schriftstellerinnen und Solchen, die es werden wollten, in großem Ansehen. Sie übersendeten ihm ihre Werke, zogen ihn zu Rathe, wogegen er, wie behauptet wurde, stets die Gelegenheit wahrnahm, mit der einen oder der anderen dieser Damen, die er nach seinem Geschmacke fand, in intimere Beziehungen zu treten. Im Uebrigen wollte es ihm nicht recht gelingen, sich eine feste und unbestrittene litterarische Stellung zu schaffen, was ihn, eitel und selbstbewußt, wie er war, immer mehr in einen schwarzgalligen Hochmuth hineintrieb. Ich selbst hatte mich ihm bei irgend einer Gelegenheit gefällig erwiesen, und seitdem besuchte er mich öfter, als mir gerade erwünscht war. Denn trotz einer gewissen Anerkennung, die er mir gegenüber an den Tag legte, konnte er doch nicht umhin, beständig durchfließen zu lassen, wie sehr er sich mir und meinen Leistungen überlegen fühle.

„Obgleich Sie sich gar nicht um mich kümmern, muß ich Sie doch wieder einmal in Ihrer Einsiedelei aufsuchen,“ sagte er jetzt, indem er mir die Hand reichte und sich seines abgegriffenen Hutes

entledigte. Dann schüttelte er das lange straffe Haar und blickte im Zimmer umher. „Mein Gott! wie kann man sich nur so vergraben! Eine schöne Aussicht haben Sie allerdings," setzte er, an's Fenster tretend, hinzu. „Aber was nützt das Alles?" Dabei bleibt man doch nur ein Romantiker, ein elegischer Lorenz Kindlein. Heutzutage muß der Dichter mitten im Kampfe des Lebens stehen, muß ein scharfes Auge, ein stets bereites Ohr haben für die Zeichen und Forderungen der Zeit — sonst wird er mit Recht bei Seite liegen gelassen."

Da ich auf diese oft vernommenen Bemerkungen mit einem Schweigen antwortete, das er auslegen konnte, wie er mochte, fuhr er, nach mir zurückgewendet, in seinem Sermon fort: „Aber so seid Ihr nun einmal, Ihr Herren von der alten Schule! Ihr könnt Euere überlieferten Ideale nicht los werden. Da treffen es die Frauen wahrlich besser. Die haben den Muth, mit der Vergangenheit zu brechen, und besitzen den richtigen Instinkt für die Bedürfnisse der Gegenwart. Sehen Sie nur, was ich da wieder in die Hand bekommen!"

Er zog bei diesen Worten ein ziemlich umfang=

reiches Heft, das in der Mitte zusammen gelegt war, aus der Tasche seines Ueberziehers und reichte es mir hin. Ich bog es auseinander und las den Titel: Der Roman einer Frau, von Elsa Röber.

Ich blickte sinnend auf.

Er bemerkte es nicht und warf sich in seinem Eifer auf den nächsten Stuhl. „Grandios, sage ich Ihnen! Der Griff einer Löwin! Da wird mit dem hergebrachten flauen Gefasel über die Heiligkeit der Ehe gründlich aufgeräumt und das Evangelium der freien Liebe höchst eindringlich gepredigt. Die betreffenden Stellen und Schilderungen sind um so schlagender, als sie von der Feder einer Frau herrühren. Ganz so, wie sie hier vorliegt," fuhr er nach einer Pause fort, „ist die Geschichte freilich nicht zu brauchen. Die Form ist sehr mangelhaft; auch steht die Verfasserin mit der Grammatik und hin und wieder mit der Orthographie noch auf ziemlich gespanntem Fuße. Aber mit der gehörigen Nachhilfe kann der Roman, wenn er erscheint, Furore machen."

„Und ist Ihnen die Verfasserin persönlich bekannt?" fragte ich aus meinen Gedanken heraus.

„Selbstverständlich. Nachdem ich das Manuscript, das sie mir durch zweite Hand übersenden ließ, geprüft hatte, habe ich mich auch sofort bei ihr eingeführt. Eine wunderschöne Frau! Im interessantesten Alter — so im Anfang der Dreißiger. Vielleicht ist sie Ihnen sogar nicht fremd; denn wenn ich nicht irre, so hat sie während der Ehe, die sie da schildert, hier in D . . . gewohnt."

„Und jetzt?" fragte ich weiter, während immer bestimmtere Vermuthungen in mir auftauchten.

„Jetzt? Jetzt lebt sie in der Stadt."

„Allein?"

„Keineswegs. Mit ihrem Geliebten, den sie zwar ihren Mann nennt; aber ich glaube nicht, daß sie verheirathet sind. Er ist Agent — oder ähnliches; es scheint ihnen nicht am besten zu gehen." Er sah nach der Uhr. „Teufel, schon Zwölf! Da muß ich Sie verlassen. Ich soll zu Tisch nach Weinhaus hinüber, wo Verwandte von mir den Sommer zubringen. Habe die Gelegenheit benützt, zu Ihnen einen Abstecher zu machen. Wissen Sie was? Ich lasse das Manuscript hier. Sie erweisen mir einen Gefallen, wenn Sie es durchsehen. Ich bin zwar

meiner Sache sicher; allein es wäre mir doch von großem Werthe, auch Ihr Urtheil zu vernehmen. Wenn es Ihnen recht ist, hol' ich es gegen Abend bei Ihnen ab."

Da meine Vermuthungen inzwischen fast zur Gewißheit geworden waren, so interessirte mich jetzt das Ganze sehr lebhaft und ich sagte ihm, daß er mich nach fünf Uhr ganz bestimmt zu Hause antreffen werde.

Kaum war er aus dem Zimmer getreten, als ich mich auch schon setzte und das Heft zur Hand nahm. Elsa Röber! Es konnte kein Zweifel sein! Röber hieß ja der Mann, um dessen willen Frau Stadler Heim und Familie verlassen hatte. Alles traf zu: sie war die Verfasserin!

Ich begann zu lesen. Es wurde mir nicht ganz leicht; denn die Schrift war ungleich und verworren, an manchen Stellen so flüchtig, daß ich einzelne Worte kaum entziffern konnte. Dennoch, je mehr Blätter ich umwendete, je mehr mußte ich mich in gewissem Sinne mit der Ansicht des begeisterten Entdeckers einverstanden erklären. Nicht, daß mir die Arbeit so bedeutend wie ihm erschienen wäre.

Sie erwies sich vielmehr als ganz schülerhafte Nachahmung einer Erzählung, die unter dem Titel „die Geschiedene“ vor einigen Jahren erschienen war und von einem hochbegabten Autor herrührte, welcher, gewissermaßen als Erster dieser Richtung, eine stark naturalistische Erotik in die neuere deutsche Litteratur eingeführt hatte. Und die kurzen Gedichte, welche sich hin und wieder eingestreut fanden, riefen sofort die genialen Lieder der Ada Christen in's Gedächtniß. Trotzdem: neben vielem Platten und Gewöhnlichen — ergreifende Schilderungen; neben manchem Falschen und Verlogenen, neben Rohem und Verletzendem — Laute einer tiefen, eigenthümlichen Empfindung, erschütternde Schreie des Schmerzes und der Lust, welche namentlich in unbefriedigten weiblichen Herzen mächtigen Widerhall hervorrufen mußten. —

Ich ließ das Heft sinken. Seltsam! So war denn diese einst so behäbige, jeder höheren geistigen Anregung fern stehende Frau, die, als echtes, genußfrohes Wienerkind herangewachsen, vor Jahren verächtlich das Näschen gerümpft hatte, als sie erfuhr, daß ich ein Dichter sei: zuletzt auch von dem schriftstellerischen Drange der Zeit erfaßt worden,

und die Macht ihrer Schicksale hatte ihr die Feder in die Hand gedrückt!

* * *

Gegen Sechs trat der neue Frauenlob (diesen Namen hatte ich dem Erwarteten schon seit längerem so für mich im Stillen beigelegt) wieder bei mir ein.

Sein erstes Wort war: „Haben Sie gelesen?“

„Gewiß,“ bestätigte ich.

„Nun und was sagen Sie?“ drängte er.

„Ich bin Ihrer Meinung,“ erwiderte ich ohne jede Einschränkung, da ich doch wußte, daß er keine einzige würde gelten lassen.

„Bravo!“ rief er, indem er stolz das Haupt erhob. Dann fügte er herablassend hinzu: „Welch ein Triumph für die Dichterin, daß auch Sie — —“

Ich überlegte einen Augenblick. Es konnte, wie gesagt, kein Zweifel mehr obwalten, aber ich wünschte die vollständigste Ueberzeugung. Aus dem Roman selbst konnte diese nicht unmittelbar gewonnen werden. Wie bei den meisten Anfängerarbeiten waren die Lokalfarben absichtlich verwischt, die Charaktere ziemlich allgemein gehalten, die Begeben=

heiten weit hergeholt. Ich sagte also: „Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich die Verfasserin in der That zu kennen glaube. Das heißt, ganz oberflächlich — gewissermaßen blos vom Sehen. Dennoch kann ich mich täuschen. Theilen Sie mir also Genaueres über sie mit — beschreiben Sie mir ihr Aeußeres —"

„Wozu auch? Sehen Sie sich die Dame an, und es wird sich zeigen, ob sie auf der richtigen Fährte waren."

„Wie sollte das geschehen?"

„Ganz einfach. Man erwartet mich heute Abend dort zum Thee — und ich nehme Sie mit. Das günstige Urtheil, das Sie gefällt, wird die schöne Frau doppelt freuen, wenn sie es aus Ihrem eigenen Munde vernimmt."

Ich gestehe, dieser Vorschlag hatte etwas Verlockendes. Es reizte mich, die Frau, deren Lebensgang ich so lange beobachtet hatte, in nunmehr ganz veränderten Verhältnissen wieder zu sehen. Dennoch fühlte ich das Unstatthafte eines solchen Vorgehens, umso mehr, als ja meine Anerkennung keineswegs eine so rückhaltlose war, wie der selbst-

bewußte Protektor voraussetzte. Ich erwiderte daher: „Es wird doch wohl nicht angehen — so ganz ohne Weiteres —“

„Welche Bedenklichkeiten, Verehrter! Sie können doch annehmen, daß Sie unter allen Umständen willkommen sein werden. Und dann offen gestanden: es kommt mir sehr erwünscht, wenn ich Sie vorstellen darf. Und zwar dieses Röber wegen, der trotz seiner fatalen Lebensstellung ein äußerst hochmüthiger Geselle ist. Er schätzt die Begabung seiner Geliebten — oder seiner Frau nicht im geringsten; vielmehr bespöttelt er ihr Streben und betrachtet mich mit offen zur Schau getragenem Mißtrauen. Er glaubt jedenfalls, daß ich mit — Gott weiß welchen eigennützigen Absichten in's Zeug gehe. Wenn er aber sieht, daß ein Mann, wie Sie — —“

„Ich wüßte nicht, warum gerade ich diesem Herrn Röber imponiren sollte. Und dann noch Eins. Es wäre doch eigentlich sehr unzart, wenn ich jener Frau so ganz ohne jegliche Vorbereitung entgegen treten würde. Denn so gut ich sie im Gedächtnisse zu haben glaube, wird auch sie sich meiner Person erinnern und könnte durch den Anblick derselben

höchst unliebsam an die Vergangenheit erinnert werden.“

Er lachte laut auf. „Da irren Sie gewaltig, lieber Freund! Frau Elsa hat mit Allem, was hinter ihr liegt, gründlich abgerechnet. Das sollte Ihnen doch schon der Roman beweisen, und sie hat jetzt nur Eines im Auge: daß dieser zur Geltung gelangt. Also machen Sie sich keine Skrupel und kommen Sie mit!“

Eine Zeit lang schwankte ich noch; dann aber gab die Neugierde den Ausschlag. Ich machte mich fertig und fuhr mit Frauenlob nach der Stadt.

V.

Der Stadttheil, in welchem Elsa Röber wohnte, war jenes alte, mehr oder minder licht- und luftlose Gassengewirre, das sich in der nächsten Nähe des Stephansdomes noch heute von allen Neuerungen fast unberührt erhalten hat. Die Miethzinse sind dort in den meisten Häusern billiger als anderswo, und so besteht auch ein großer Theil der Bewohner aus Leuten, die in beschränkten, öfter auch zweifelhaften Verhältnissen leben. In einer der engsten Gassen vor einem hohen, grau übertünchten Hause mit vorspringendem ersten Stockwerk angelangt, traten wir — es war im September — in eine dunkle, zugluftige Einfahrt. Dort lenkte mich mein Führer gleich links über ein paar Stufen nach einem schmalen, unbeleuchteten Seitengang, wo wir uns einer einzelnen Thür gegenüber befanden. Er zog

die Klingel, und da drinnen Alles still blieb, nach einer Weile ein zweites Mal. Endlich vernahm man ein Geräusch von leichten Schritten, die sich zögernd der Thür näherten; ein kleines Guckloch wurde geöffnet und eine weibliche Stimme fragte in die Dunkelheit hinaus: „Wer ist da?"

„Ich bin es, Frau Elsa!" rief Frauenlob eindringlich. „Machen Sie nur auf!"

Drinnen klang, während sich das Guckloch schloß, ein leichtes „Ah!" Dann sehr vernehmlich: „Bitte nur noch einen Augenblick! Ich habe das Mädchen weg geschickt; ich muß erst den zweiten Schlüssel holen."

Bald darauf drehte sich dieser im Schlosse, und eine nicht ganz deutlich werdende Gestalt ließ uns, indem sie die Thür öffnete, in das trübe Zwielicht einer nicht sehr geräumigen Küche treten.

„Ach, verzeihen Sie," sagte sie, indem sie den Schlüssel wieder umdrehte und abzog, „daß Sie sich so lange gedulden mußten. Ich hatte sie so früh nicht erwartet. Aber — —"

Wie man bemerken konnte, verweilte jetzt ihr Blick befremdet und forschend auf mir.

„Ja, gnädige Frau, ich habe einen Besuch mitgebracht,“ rief mein Begleiter feierlich. Dann vorstellend: „Mein hochverehrter College, der berühmte —“ er nannte meinen Namen. „Er hat Ihren Roman gelesen und will Sie nun auch persönlich kennen lernen.“

„O, ich bitte —“ erwiderte sie verwirrt. „Aber treten Sie doch in's Zimmer. Ich habe noch gar nicht Licht gemacht — ich werde gleich —“ Und indem sie sich jetzt mit einer Petroleumlampe zu schaffen machte, die in der Nähe des Herdes stand, traten wir in ein ziemlich weitläufiges, niedrig gewölbtes Gemach, wie solche in den Erdgeschoßen alter Stadthäuser häufig anzutreffen sind. Da die Fenstervorhänge geschlossen waren, herrschte in dem Raume solche Dunkelheit, daß man die Einrichtungsstücke, außer einem runden Tische, der in der Mitte des Zimmers stand und auf welchem bereits Vorbereitungen zum Abendthee getroffen waren, kaum unterscheiden konnte.

Wir hielten uns, um nirgends anzustoßen, in der Nähe der Thür, und nun trat auch Frau Elsa

herein, das Gesicht von der hellschimmernden Lampe beleuchtet, die sie vor sich her trug.

Wenn Frauenlob gesagt hatte, daß sie „wunderschön“ sei, so konnte man diesem Ausspruche jetzt ebenso wenig unbedingt beipflichten, wie der überschwenglichen Anerkennung des Romans. Daß sie sehr schön gewesen, das zeigte sich allerdings noch, und daß sie auch noch immer Anreiz auszuüben vermochte, mußte zugegeben werden. Allein welche Veränderungen waren da während der letzten drei Jahre vor sich gegangen! Sie war überraschend schlank, ja mager geworden, und zwar wies sie jene Magerkeit vorzeitig raschen Verfalles, welche Züge und Formen schlaff und verkümmert erscheinen läßt. Ihr vormals so ungemein üppiges Haar war auffallend gelichtet und die hellen Goldaugen hatten sich zu einem scharfen Braun abgedunkelt. Trotzdem waren es noch immer anziehende Augen, die jetzt bei mangelnder Gesichtsfülle umso größer erschienen, als sie von sichtlich geschwärzten Wimpern hervorgehoben wurden. Aber sie waren auch von breiten, mißfarbigen Ringen umzogen, die als Zeichen körperlicher — vielleicht auch seelischer Erschöpfung

gelten konnten. Sie trug ein einfaches, nicht ganz passendes Kleid aus Wollenstoff, und außer einer billigen, unechten Broche in der Gegend des Halses keinerlei Schmuck. Ihre Hände waren geröthet und ließen trotz der peinlichen Sorgfalt, mit der sie offenbar gepflegt wurden, Spuren harter häuslicher Arbeit erkennen.

Sie hatte die Lampe auf den Tisch gestellt und betrachtete mich aufmerksam. „Darf ich noch einmal um den Namen dieses Herrn bitten; ich hab' ihn vorhin nicht ganz —“

Frauenlob wiederholte ihn mit Emphase.

„Ach ja,“ sagte sie, indem sie sich auf ein kleines Sopha niederließ und uns gleichfalls zum Sitzen einlud — „ach ja, diesen Namen hab' ich wohl schon gehört. Aber es ist mir, als sollt' ich Sie auch persönlich kennen —“

Nun war der peinliche Augenblick gekommen, den ich voraus gesehen und trotz der Versicherungen Frauenlobs gefürchtet hatte. Ich erwiderte daher etwas kleinlaut: „Allerdings haben wir einander schon öfter gesehen — und zwar in D . . . ., wo ich seit einer Reihe von Jahren wohne.“

„Ja, ja, gewiß — in D . . . .," entgegnete sie hastig, während ihre etwas gelbliche Gesichtsfarbe langsam in eine dunkle Röthe überging. „Ich entsinne mich sehr genau. Und da kennen Sie ja gewiß auch meine ganze Geschichte und werden sich nicht wundern, mich in ganz anderen Verhältnissen —"

Ich hatte mich inzwischen gefaßt und trachtete so rasch wie möglich über dieses Thema hinwegzukommen, das sie allem Anscheine nach doch nicht so vollständig gleichgiltig ließ, wie Frauenlob behauptet hatte.

„Ich wundere mich über gar nichts, gnädige Frau," sagte ich in bestimmtem und dabei sehr ehrerbietigem Tone; „höchstens über das Eine: daß Sie unter die Schriftstellerinnen gegangen sind."

„Mein Gott," sagte sie aufathmend mit einem Lächeln; „weiß ich doch selbst kaum, wie ich dazu gekommen bin. Ich hatte ja früher an so Etwas gar nicht gedacht und auch sehr wenig gelesen. Im vorigen Jahre sind mir aber ganz zufällig ein paar Bücher in die Hand gekommen, die auf mich großen Eindruck gemacht haben. Aber auch da fiel es mir

nicht ein, selbst zu schreiben; erst als mein — Mann für einige Zeit verreisen mußte und ich ganz allein blieb: erst da überkam es mich. Und zwar ganz plötzlich; — ohne vieles Nachdenken habe ich die Geschichte hingeschrieben."

Das entsprach ganz meinen Voraussetzungen und ich freute mich über das unbefangene Eingeständniß. Unwillkürlich fühlte ich mich versucht, auf unsere allererste Begegnung anzuspielen und so zu erfahren, ob sie sich meiner auch aus jener fernen Zeit noch erinnere. Wäre ich mit ihr allein gewesen, würde ich es jedenfalls gethan haben, so aber hielt mich die Gegenwart meines Begleiters zurück und ich schwieg.

„Ich legte auch anfangs gar kein Gewicht darauf," fuhr sie nach einer Pause fort; „es war mir eine bloße Zerstreuung — eine Herzenserleichterung gewesen. Später aber zeigte ich die Blätter einer Bekannten, und diese meinte, ich sollte sie zu verwerthen trachten; es gäbe jetzt so viele Frauen, die mit derlei Geld erwerben. Sie bot mir ihre Vermittlung an — und Ihr — Freund hier —" sie wies auf Frauenlob — „war so liebenswürdig, ein günstiges Urtheil zu fällen."

Dieser warf sich auf seinem Stuhle in die Brust. „Nur nach Verdienst, Frau Elsa,“ sagte er.

„Also auch Sie meinen,“ sprach sie langsam, indem sie schüchtern ihren Blick auf mich richtete, „auch Sie meinen, daß die Sache —“

„Sie haben es doch gehört!“ unterbrach sie der Andere, ungeduldig die langen Haare schüttelnd.

Ich befand mich nun wieder in einiger Verlegenheit.

„Ihre Leistung ist jedenfalls eine sehr interessante,“ hob ich gewissermaßen zögernd an, „und mit einigen Aenderungen, die daran vorgenommen werden müssen —“

„Das werde ich Alles besorgen!“ rief Frauenlob. „Auch die Herausgabe! Der Erfolg kann nicht ausbleiben, Frau Elsa, und wenn Sie sich fernerhin meiner Leitung anvertrauen, so ist Ihnen eine bedeutende Zukunft gewiß.“

Sie blickte zweifelnd vor sich hin. „Glauben Sie wirklich?“ fragte sie dann nachdenklich, mehr gegen mich gewendet. „Ich hätte da so Vieles zu lernen. Und woher sollte ich die Zeit nehmen? Wir leben, wie Sie sehen, in beschränkten Verhält-

nissen — und mein Mann ist sehr verwöhnt; ich habe alle Hände voll zu thun, um unsere Häuslichkeit seinen Bedürfnissen gemäß einzurichten. Er würde es nicht besonders gerne sehen, wenn ich mich anderweitig beschäftigte —"

„Darnach haben Sie nicht zu fragen!" sagte Frauenlob in scharfem, erzieherischem Tone. „Die Hörigkeit der Frau ist Gott sei Dank vorüber — und Sie müssen sich neben Ihrem — Gemahl eine selbständige Stellung schaffen."

„Mein Gott, daran denk' ich ja gar nicht," erwiderte sie zerstreut; es war als horche sie dabei aus dem Zimmer hinaus. „Und dann — er hat nun einmal eine Abneigung gegen schreibende Frauen."

„Das müssen Sie ihm eben abgewöhnen — müssen ihn eines Besseren belehren!"

Sie erwiderte nichts und hatte offenbar die letzten Worte nur mehr mit halbem Ohr vernommen. Dann rief sie plötzlich: „Da kommt er!"

Draußen war heftig an der Klingel gerissen worden, und durch die Küche, wo sich schon früher die Anwesenheit einer Magd bemerkbar gemacht

hatte, trat jetzt Röber ein. Er mußte seine hohe Gestalt unter der Thür um so mehr bücken, als er den Hut auf dem Kopfe behielt. Erst in der Mitte des Zimmers nahm er denselben zögernd ab, wobei sein Blick überrascht und befremdet auf mich gerichtet blieb.

Wir hatten uns erhoben.

„Der Herr Doctor hat uns einen angenehmen Besuch mitgebracht, Leo,“ sagte Elsa, und der Ton ihrer Stimme hatte dabei etwas flehend Unsicheres; „einen berühmten Schriftsteller. Vielleicht kennst Du den Herrn vom Sehen; er wohnt schon seit langem in D . . . .“

Er sah mich unverwandt an und sagte, ohne eine Miene zu verziehen, mit einer leichten Verbeugung: „Habe nicht die Ehre.“ Hierauf machte er eine halbe Wendung und fuhr, auf uns zurück sprechend, fort: „Die Herren werden schon entschuldigen. Ich bin seit heute Morgen auf den Beinen und muß mir's bequem machen. Er war bei diesen Worten auf eine Seitenthür zugeschritten, öffnete dieselbe und verschwand in einem kleinen Zimmer, das offenbar als Schlafgemach benützt wurde.

„Er ist wirklich sehr in Anspruch genommen,“ bestätigte Elsa, die ihm bedauernd nachgeblickt hatte. Dann begab sie sich mit einer kurzen Entschuldigung in die Küche, um, wie sie sagte, nach dem Thee zu sehen.

Ich spürte nun großes Verlangen, fortzugehen und blickte meinen Begleiter fragend an. Dieser aber schien durchaus nicht gewillt, das Feld zu räumen; er lehnte sich vielmehr mit einer Art verbissenen Trotzes in den Stuhl zurück und streckte die Beine von sich.

Jetzt trat auch schon die Hausfrau wieder ein, in jeder Hand eine kalte Schüssel tragend. Die Magd folgte mit allerlei Zubehör. Dann wurde der kochende Theekessel gebracht; später folgte ein großer, mit Bier gefüllter Glaskrug.

Inzwischen war Röber gleichfalls zum Vorschein gekommen. Er hatte sich in einen langen, abgetragenen Schlafrock gehüllt, der Spuren früherer Eleganz aufwies; an den Füßen trug er bequeme Hausschuhe.

„Die Herren werden es nicht übel nehmen,“ begann er in herablassendem Tone, als verzeihe er

uns, daß wir möglicherweise an seiner Bekleidung Anstoß nehmen könnten, „die Herren werden es nicht übel nehmen, daß ich so vor ihnen erscheine. Allein wie gesagt, ich fühle mich überangestrengt — und zudem leide ich schon einige Zeit an den Füßen."

„Ach ja!" fiel Elsa ein. „Und es will auch gar nicht besser werden. Hast Du heute vielleicht wieder stärkere Schmerzen?" forschte sie ängstlich.

„Nun, nicht gerade das. Aber —" fuhr er mit einer Wendung nach dem Tische fort, „ich sehe, es ist Alles bereit. Die Herren sind unsere Gäste?"

„Gewiß werden sie uns das Vergnügen machen," sagte Elsa einladend.

Was konnte ich thun? Um irgend eine stichhaltige Ausrede zu ersinnen, war es zu spät und somit der günstige Augenblick, mich zu entfernen, versäumt; ich mußte mich also mit an den Tisch setzen.

Elsa machte mit zuvorkommender Aufmerksamkeit die Wirthin, während Röber, einem sichtlichen Bedürfnisse folgend, sehr ungezwungen den Schüsseln zu Leibe ging. Erst jetzt konnte ich ihn mit voller

Aufmerksamkeit betrachten. Auch in seinem Aeußeren zeigte sich eine große Veränderung. War Elsa in den letzten Jahren körperlich verfallen, so hatte er hingegen unverhältnißmäßig zugenommen. Aber es war nicht die blühende Ueberfülle der Gesundheit und Kraft, sondern jene blasse und weichliche Aufgedunsenheit, welche so vielen Menschen anhaftet, die ein unregelmäßiges und dabei sorgenvolles Leben führen. Dies konnte man besonders in seinem Gesichte wahrnehmen, dessen Züge derart verquollen waren, daß die früher so ungemein schönen dunkelgrauen Augen kaum mehr zur Geltung gelangten. Er rasierte das Kinn nicht, sondern trug einen sehr kurz gehaltenen Vollbart, der ihm übel ließ und in welchem sich schon zahlreiche Silberfäden bemerkbar machten; auch zeigte sich über der Stirn stark zunehmende Kahlheit. Der ganze Mann sah in der That sehr verkommen aus.

Eben jetzt langte er eine Kartoffel auf seinen Teller und während er die noch leicht dampfende in vier Theile zerlegte und verkühlen ließ, eröffnete er, sichtlich in behaglicherer Stimmung, das Gespräch.

„Sie wollen also,“ begann er, sich gleichsam an uns Beide wendend, mit ironischer Verziehung der Mundwinkel, „Sie wollen also meine El—sa—“ er sprach den Namen mit satyrisch übertriebener Betonung aus — à tout prix zur Dichterin machen?“

„Machen?“ rief Frauenlob mit scharfer Stimme. Er schien nur auf einen Angriff gewartet zu haben, und seine kleinen, grünlichen Augen blitzten kampflustig. „Machen? Wie sollte man das anstellen, wenn es nicht schon wäre?“

„Ich weiß,“ erwiderte der Andere vornehm, indem er ein Stück Kartoffel aufnahm: „poeta nascitur. Aber man kann auch Jemanden in Etwas hinein reden.“

„Was hätte man davon?“ entgegnete Frauenlob, geringschätzig das Haupt zurückwerfend.

„Ganz richtig: was hätte man davon? Wenn auch Elsa Begabung besitzt — woran ich übrigens gar nicht zweifeln will — so bleibt doch das Ganze eine höchst unnütze Sache.“

„Aber man kann doch damit verdienen, Leo,“ warf Elsa schüchtern ein.

Röber lachte laut auf. „Verdienen? Mit der Schriftstellerei? Ha! Ha!“

„Erlauben Sie,“ schrie Frauenlob heftig, während ich dem Mann im Stillen nicht Unrecht gab, „das ist eine Behauptung, die nur beweist, wie sehr Sie in Ihren Anschauungen zurück sind. Es ist ja wahr: früher einmal mußten selbst die größten Geister darben; heutzutage jedoch kann man mit der Feder sehr viel erwerben.“

„Als Journalist vielleicht. Uebrigens ist das viel oder wenig Ansichtssache. Wenn ich Summen in Betracht ziehen soll, so müssen es Hunderttausende sein.“

„Sie geben es nicht billig!“ lachte Frauenlob mit giftigem Hohne. Er hatte im Eifer eben das dritte Glas Bier hinunter gestürzt, und sein knochiges, breites Gesicht, das stets ungesund geröthet war, begann bläulich zu leuchten.

„Das ist meine Sache,“ erwiderte Röber mit ruhigem Stolze, und zum ersten Male glänzten seine Augen wieder hell und groß auf. „Die Herren Poeten pflegen beständig von ihren Idealen zu sprechen; auch andere Leute haben welche. Das

meine ist ein sehr großes Vermögen, ein Ideal, das so ziemlich jedes andere in sich schließt."

„Aber auch umsomehr Ideal bleibt!" rief der Gegner bissig.

„Je nach Umständen. Das kann Ihnen schon die große Anzahl bedeutender Capitalisten zeigen, die es in der Welt giebt. — À propos, Lisi," fuhr er mit einem Blick auf die Hausfrau fort, „ich habe heute gute Nachrichten mitgebracht. Die Sache in Bulgarien scheint endlich in Fluß kommen zu wollen."

„Wirklich! Wirklich!" rief sie, überrascht und vor Freude erröthend, aus der peinlichen Verlegenheit heraus, die sie bei diesem Wortwechsel begreiflicherweise überkommen hatte. „Wirklich?" wiederholte sie jetzt, wie von einem unwillkürlichen Zweifel ergriffen, etwas kleinlaut und gedehnt.

Er hatte sich inzwischen den Mund gewischt und, ohne uns zum Rauchen aufzufordern, eine Cigarette angezündet.

„Ja, wirklich, mein Kind. Gut Ding braucht eben Weile, und ich begreife, daß es Dir schon etwas zu lange dauert. Aber es sei Dir vergeben.

Und wenn Alles so kommt, wie ich hoffe, dann kannst Du zu Deinem Vergnügen blaustrümpfeln."

„Es dürfte wohl beim Strümpfestopfen sein Bewenden haben," sagte Frauenlob mit unerbittlicher Grobheit.

„Immer eine nützlichere Beschäftigung als Romane schreiben. Uebrigens verspüre ich keine Lust, mich in eine weitere Behandlung dieses Gegenstandes einzulassen. Die Herren sind ja auch nicht zu mir, sondern zur — Dichterin gekommen. Ich darf die litterarischen Conferenzen nicht länger stören." Er erhob sich mit gemachtem Gähnen, trat schwerfällig auf Elsa zu und küßte sie flüchtig auf die Stirn. „Gute Nacht, mein Kind."

„Du willst Dich wirklich schon zurückziehen?" fragte sie. Man sah ihr die innere Rathlosigkeit an, in der sie sich befand.

„Gewiß; ich bin müde und schläfrig. Recht gute Nacht, meine Herren!" Er verbeugte sich dabei nur vor mir und schritt nach dem Nebenzimmer; Elsa folgte ihm bis zur Thür.

Ich hatte genug, stand auf und suchte nach

meinem Hute; Frauenlob, an seinem Ingrimm würgend, blieb sitzen.

„Sie wollen schon fort?“ fragte Elsa, zurückkehrend und in einem Tone, der bewies, welche Erleichterung ihr dies wäre.

„Allerdings,“ entgegnete ich, nach der Uhr sehend. „Die Stunde ist vorgerückt, und Sie wissen, ich habe einen weiten Weg. Sie bleiben noch?“ wandte ich mich bedeutsam an meinen Begleiter.

Dieser sah unschlüssig vor sich hin, dann sprang er auf.

„Ich wollte allerdings noch einiges Wichtige mit Frau Elsa verhandeln, allein in solcher Stimmung — — In der That gnädige Frau“ — er trat vor sie hin — „es bedarf des ganzen Umfanges meiner Verehrung und Bewunderung für Sie — —“

„Ach mein Gott, lieber Doctor,“ unterbrach sie ihn, „Sie sollten Röber doch schon ein wenig kennen. Er ist nun einmal so — er hat den Kopf voller Sorgen, die ihn übellaunig machen — und da — — Allerdings hat er sich heute unverantwortlich benommen. Und ich muß das doppelt bedauern — Ihretwegen —“ Sie sah mich dabei aus-

drucksvoll und gleichsam um Nachsicht flehend an. „Was werden Sie von uns denken?“

„Besorgen Sie nichts, gnädige Frau,“ erwiderte ich. „Ich bin nicht so leicht verletzt. Vielmehr habe ich Sie recht sehr um Verzeihung zu bitten. Denn gewiß war es mein so ganz unvorbereiteter Besuch, zu dem ich mich nie und nimmer hätte entschließen sollen, was zur unliebsamen Verstimmung dieses Abends wenigstens beigetragen hat.“

„O glauben Sie das nicht,“ sagte sie hastig. Dann, sich Frauenlobs besinnend, fuhr sie einlenkend fort: „Wie immer auch, überzeugt können Sie sein, daß es mir sehr angenehm war, Sie kennen gelernt — oder besser gesagt, wieder gesehen zu haben. Und ich würde Sie jedenfalls bitten, Ihren lieben Besuch zu erneuern, wenn ich das unter solchen Umständen noch wagen dürfte.“

„Je nun, man wird ja im Leben immer wieder zusammen geführt. Für heute nehmen Sie die Versicherung, daß ich, was mich selbst betrifft, den verunglückten Abend keineswegs bedauere.“

Ich drückte die Hand, die sie mir reichte. Dann geleitete sie uns in die Küche, wo sie die Magd

weckte, die auf einem Stuhle eingeschlafen war und sich jetzt anschickte, uns durch den dunklen Flur nach dem bereits gesperrten Hausthor zu leuchten.

„Ich komme morgen Nachmittag,“ sagte Frauenlob im Fortgehen; „hoffentlich finde ich Sie allein.“

Sie erwiderte nichts und rief uns nur mit gedämpfter Stimme gute Nacht nach.

Kaum auf die Gasse getreten, rief mein Begleiter, in welchem es noch immer zu kochen schien: „Der Unverschämte! Und Sie, mein Bester, haben mich mit keinem Worte unterstützt!“

„Was hätte ich sagen sollen? Ich begreife auch gar nicht, wie Sie sich so ereifern konnten. Dem Manne sind eben die neuen Beziehungen seiner Frau — oder Geliebten unangenehm. Er hat sich im Ganzen doch nur wie ein Eifersüchtiger benommen.“

„Eifersüchtig? Er liebt sie gar nicht. Seine Eitelkeit ist verletzt, weil er sich mit einem Male von einer Frau geistig überragt sieht, die er bis jetzt nur als eine willfährige Magd betrachtet hatte.“

„Möglich. Uebrigens erscheint er mir geistig durchaus nicht so tief stehend.“

„Ach was! Ein Hohlkopf ist er, der obendrein an Größenwahn leidet. Haben Sie gehört, wie er mit den Hunderttausenden herum warf?“

„Je nun, er scheint sich mit weitgehenden geschäftlichen Speculationen zu befassen. Und da wäre es ja in unserer Zeit des raschen Gelderwerbes immerhin denkbar, daß ihm irgend eine Combination glückt.“

„Sagen Sie lieber irgend ein Schwindel. Der Mensch besitzt alle Anlagen, um früher oder später mit dem Strafgerichte Bekanntschaft zu machen.“

„Auch das ist nicht ausgeschlossen. Es walten hier überhaupt Verhältnisse ob, in welche man sich am besten gar nicht einmischt. Auch Sie, denk' ich, sollten sich zurückziehen.“

„Zurückziehen? Ich? Nachdem ich schon so weit vorgedrungen? Nein, da kennen Sie mich schlecht, Verehrter! Dieser Frau müssen die Augen geöffnet, sie selbst auf die Bahn gebracht werden, die sie zu schreiten berufen ist. Ich interessire mich sehr für sie — und zwar, wie ich Ihnen ganz offen bekennen will, nicht blos für die Schriftstellerin.“

„Wenn das der Fall ist, dann stehen Ihre Aussichten nicht sehr günstig. Denn wenn Sie vielleicht auch Recht haben, daß er sie nicht liebt: sie liebt ihn gewiß leidenschaftlich.“

„Nun ja! Das mag sein!“ rief er, ärgerlich über die Wahrheit, die mein Ausspruch enthielt. „Aber das kann sich auch ändern. Die Hauptsache ist, daß sie erkennt, an welchen Mann sie sich da gekettet hat. Daher muß man ihr eine litterarische Stellung schaffen; ist ihr Ehrgeiz einmal geweckt, dann ergiebt sich alles Weitere von selbst.“

„Je nun, Sie sind Herr Ihrer Beschlüsse.“

Wir waren inzwischen auf der Freiung angelangt, wo die erleuchtete Uhr der Schottenkirche eine halbe Stunde vor Mitternacht wies.

„Werden Sie noch auf einen Tramwaywagen stoßen?“ fragte er kühl und offenbar verletzt durch meine zweifelhafte Zustimmung.

„Ich denke wohl, daß es noch nicht zu spät wäre. Aber ich ziehe es jedenfalls vor, zu Fuße zu gehen. Die Nacht ist hell und angenehm.“

„Nun, dann leben Sie wohl! Ich kehre um.“

Wir verabschiedeten uns ziemlich gemessen von einander; dann trat ich beim Schein des Halbmondes, an welchem, querüber, ein regungsloser dunkler Wolkenstreif stand, den Heimweg an.

VI.

Der „Roman einer Frau" war in der That erschienen. Frauenlob hatte dafür einen jungen, aufstrebenden Buchhändler gewonnen, der in pikanten Verlagsartikeln sein Heil zu finden hoffte und auch ein verhältnißmäßig nicht unbedeutendes Honorar zahlte. Der Erfolg entsprach allerdings nicht ganz den ausschweifenden Erwartungen der beiden Herren; aber es war immerhin ein Erfolg, der fast ganz mit meinen Voraussetzungen zusammen traf. Von der maaßgebenden Kritik anfänglich gar nicht beachtet, fand das Buch doch den Weg in das lesende Publikum und wurde vornehmlich von Frauen, die in offenkundiger oder verheimlichter Mißehe lebten, mit einer Art persönlicher Antheilnahme gepriesen. In Folge dessen drang es denn allmälig auch in litterarische Kreise; man prüfte, fand, was ich gefunden, und hielt mit mehr oder minder einschränkender Aner=

kennung nicht zurück. So kam es, daß der Name der Verfasserin ein mehrfach genannter wurde; sie selbst aber hier und dort als interessante Erscheinung auf der Bildfläche der Oeffentlichkeit auftauchte. Wie weit dies Alles in ihr bisheriges Leben verändernd eingriff, blieb mir unbekannt. Denn in meinen eigenen Verhältnissen war inzwischen ein Umschwung eingetreten, welcher, seit längerem vorbereitet, mich zu dem Entschlusse bestimmt hatte, Wien zu verlassen und einen anderen Aufenthaltsort zu wählen: ich war abgereist, ohne Elsa Röber wieder gesehen zu haben. Frauenlob, der mich seit jenem Abende auffallend vernachlässigt hatte, war beim Abschiede sehr kühl und wortkarg, indem er das schweigende Selbstbewußtsein eines Mannes hervorkehrte, der in stolzer Zurückhaltung blos die Thatsachen für sich sprechen läßt.

Ich würde also in meiner Abgeschiedenheit aller dieser Ereignisse und Zusammenhänge immer weniger gedacht haben, wenn mich nicht jetzt ab und zu die Zeitungen daran gemahnt hätten. Ich stieß auf Notizen über Elsa Röber, auf litterarische, so wie auf solche, welche blos Persönliches enthielten. So

wurde sie auch in einer Schilderung des glänzenden Festes, das während des Carnevals in den Atelierräumen eines berühmten Malers stattgefunden, unter den Damen genannt, welche durch blendende Erscheinung und prachtvolles Costüm besonders aufgefallen waren.

Da erhielt ich im Frühling von Frauenlob ganz unvermuthet ein Buch zugesendet. Er war, wie sich zeigte, wieder einmal „schöpferisch“ thätig gewesen und hatte unter sehr verlockendem Titel einen Band Erzählungen herausgegeben, welche in der That bewiesen, daß es ihm weit weniger an Talent, als an Geschmack und innerer Reife gebrach. Eine dieser Erzählungen, und zwar die längste von allen, konnte sogar als gelungen bezeichnet werden, und ich war froh, ihm dies in warmen Worten mittheilen zu können. Mich bei dieser Gelegenheit nach Elsa zu erkundigen, unterließ ich nach einiger Ueberlegung, es gewissermaßen ihm selbst anheimstellend, ob er mir in dieser Hinsicht Nachricht geben wolle, oder nicht. Ich empfing von ihm auch sofort ein längeres Schreiben, welches nebst seinem Danke für meine Anerkennung Folgendes enthielt:

„Und nach Elsa Röber fragen Sie nicht? Das ist mir ein Beweis, daß Sie sich um diese Frau gar nicht mehr kümmern. Dennoch dürfte es Sie interessiren zu erfahren, daß ich meine Beziehungen zu ihr abgebrochen habe. Und zwar vollständig und für immer. Denn sie ist in Folge ihres litterarischen Debüts mit Kreisen in Berührung gekommen, die mir durchaus nicht zusagen. Ueberdies hat sich merkwürdigerweise der Ausspruch, den Sie, wie Sie sich noch erinnern werden, einst über Röber gethan, insofern bewahrheitet, als es diesem wirklich gelungen ist, die an jenem denkwürdigen Abende auf's Tapet gebrachte Angelegenheit in Fluß zu bringen. Er vermittelt jetzt, so heißt es, bedeutende Exporte nach allen Balkanländern, und Sie begreifen, daß er sich bereits auf den kleinen Krösus hinausspielt. Die enge Stadtwohnung ist aufgegeben, eine weitläufige in einem vornehmen Neubaue bezogen worden. Kleine Diners finden dort statt, so wie größere Abendgesellschaften, an welchen neben einigen fragwürdigen Geschäftsexistenzen auch gewisse Schmarotzer theilnehmen, die den Ruhm der Hausfrau in die Welt posaunen.

Dieses Alles würde übrigens noch hingehen, wenn nicht auch sie angefangen hätte, sich (wie lächerlich!) auf die große und vornehme Dame hinaus zu spielen — und sogar mir, dem sie in schlimmer und schlimmster Zeit ihren Erfolg (der ja auch ein pecuniärer war!) zu danken hatte, mit Herablassung und Geringschätzung zu begegnen. Da ich aber keineswegs der Mann bin, Solches zu dulden, so habe ich ihr, nachdem sie mich einmal über eine Stunde hatte antichambriren lassen, meine Meinung rund heraus gesagt und sie ihrem Schicksal überlassen. Dasselbe wird kein sehr freundliches sein; denn Leuten wie Röber gegenüber bleibt das Sprichwort aufrecht: wie gewonnen, so zerronnen. Uebrigens kann mir alles weitere umso gleichgiltiger sein, als ich selbst neue Wege einzuschlagen gedenke. Hören und staunen Sie: auch ich verlasse Wien. Allerdings nicht, um mich, gleich Ihnen, in beschauliche Einsamkeit zurückzuziehen. Ich will mich vielmehr aus unseren stagnirenden, absterbenden Zuständen heraus so recht in's Volle und Aufstrebende stürzen — kurz: ich will trachten in der Hauptstadt des deutschen Reiches Boden zu

gewinnen. Für einen Oesterreicher keine leichte Aufgabe, werden Sie sagen. Gewiß. Aber ich schrecke vor Schwierigkeiten nicht zurück. Man hat in Berlin einen sehr bezeichnenden Ausdruck erfunden: das Epitheton „schneidig." Nun, einige „Schneidigkeit" werden Sie mir, wie Sie mich kennen, wohl zugestehen müssen — und darauf hin will ich es wagen. Jedenfalls werde ich diesen Sommer daran setzen, die dortigen litterarischen Verhältnisse eingehend zu studieren — und mich überhaupt umzuthun. Gelingt es mir nicht, feste Anknüpfungspunkte zu finden — dann erübrigt mir freilich nichts Anderes, als wieder zur alten Wiener Tretmühle zurückzukehren. Unter allen Umständen aber erhalten Sie aus der deutschen Metropole Nachricht von Ihrem u. s. w."

So also standen nunmehr die Dinge, deren Entwickelung ich bald wieder aus den Augen verlor. Denn immer seltener wurde jetzt in den Blättern, die mir zu Gesichte kamen, Elsa Röbers erwähnt; es ließ sich erkennen, daß man über sie, die ihrem ersten kein zweites Werk hatte folgen lassen, bereits wieder zur Tagesordnung übergegangen war. Nur

einmal noch, nach ziemlich geraumer Zeit, stieß mir eine Notiz auf: Frau Elsa Röber habe zur Errichtung eines Kinderasyls eine sehr namhafte Summe beigesteuert. Ich stutzte. Wollte sie vielleicht mit dieser Spende Gewissensregungen beschwichtigen und an fremden Kindern gutmachen, was sie einst an den eigenen verbrochen? Fast schien es mir so. Es konnte indessen auch bloße sociale Eitelkeit sein, was sie antrieb, als öffentliche Wohlthäterin zu glänzen. Eines aber war damit bewiesen: daß sich Röber noch immer im Stadium des „Gewinnens“ befand.

Was Frauenlob betraf, so hatte er mir zwar von Berlin aus voll stolzer Zuversicht und weit gehender Erwartungen geschrieben, auch später unter Kreuzband ein paar Artikel zugesendet, die in dortigen Blättern erschienen waren; fernere Resultate jedoch ließen auf sich warten.

VII.

Ein Jahr später führten mich die Verhältnisse auf kurze Zeit wieder nach Wien. Es war im Frühsommer und die helle Stadt schimmerte in vollem Blüthenschmucke ihrer öffentlichen Anlagen. Dennoch hatten viele meiner Bekannten sich bereits auf's Land begeben. Einer von Ihnen stellte mir in seiner verlassen stehenden Wohnung ein Zimmer zur Verfügung, welches ich eigentlich nur zum Schlafen benützte. Ich empfing Niemanden, ging ziemlich unbeachtet meinen Geschäften nach, und gab mich nebenher im Stillen den Genüssen hin, welche Wien und seine nächste Umgebung in dieser schönen Jahreszeit darbieten.

So hatte ich mich auch an einem strahlenden Sonntagsmorgen zu einer Fahrt nach Schönbrunn entschlossen. Ich wollte da draußen, etwa im Jägerhause, frühstücken und hierauf wieder einmal den

herrlichen Park nach allen Richtungen durchstreifen; wollte mich später auf eine Bank niederlassen, die sonnigen, rasenumsäumten Blumenbeete des Parterres, die weißen Marmorgruppen in den Nischen der Laubwände, das freundliche Schloß mit seinen grünen Jalousien vor Augen — und mich dabei in längstvergangene Zeiten, in alte theuere Erinnerungen zurückträumen . . . . . .

Das führte ich denn auch Alles aus — und darüber war es Mittag geworden. Ich gedachte nun bei „Dommayer" zu essen, Nachmittags aber bei Verwandten vorzusprechen, die in Penzing wohnten, und welche ich seit einer Reihe von Jahren nicht mehr aufgesucht hatte.

Während ich mich jetzt dem nach Hietzing führenden Ausgang des noch sehr menschenleeren Parkes näherte, kamen mir in der breiten Doppelallee zwei hohe, vornehm aussehende Frauengestalten entgegen. Die Eine von ihnen schien mir sehr bekannt; unwillkürlich blickte ich sie forschend an — und sah, nun schon ganz in der Nähe, daß ich Elsa Röber vor mir hatte.

Auch sie war, wie ich bemerken konnte, auf mich

aufmerksam geworden, und ungeheuchelte Freude des Wiedersehens malte sich jetzt in ihren Zügen.

„Ah, Sie sind in Wien!“ rief sie, stehen bleibend und mir die Hand entgegenstreckend, die ich mit einiger Verlegenheit ergriff. „Seit wann sind Sie denn hier? — Aber ich muß Sie bekannt machen,“ fuhr sie mit einem Blick auf ihre Begleiterin fort, die mich stolz und zurückhaltend betrachtete. „Meine Freundin Frau von Ramberg — Herr —“

Ich hatte inzwischen herausgefunden, daß mir auch diese Dame, welche eine Art Männerhut und und einen leichten Halbschleier trug, nicht ganz fremd war; denn sie gehörte zu jenen Erscheinungen, mit welchen mich die weitläufigen gesellschaftlichen Beziehungen, die ich in früherer Zeit noch unterhielt, hier und dort flüchtig zusammengeführt. Sie war die Frau eines Consulatsbeamten und mit diesem ziemlich weit in der Welt herumgekommen; seit sie aber von ihm getrennt lebte, hatte sie Wien zu ihrem ständigen Aufenthaltsorte gewählt, wo sie eine rege gemeinnützige Wirksamkeit zu entfalten suchte. Sie beschäftigte sich viel mit der Frauenfrage, war Mitglied mehrerer weiblicher Vereine;

ja sie hatte sogar an der Klinik eines berühmten Chirurgen einen Pflegerinnen-Curs durchgemacht, dessen Frucht eine kleine Brochüre über diesen Gegenstand war. Sie galt für geistig sehr bedeutend; aber auch für hochmüthig und ränkesüchtig; die Männer behandelte sie mit kühler Herablassung und schloß sich mit Vorliebe an Frauen an.

Sie erwiderte nunmehr meine Verbeugung mit einem gemessenen Kopfnicken.

„Und bleiben Sie jetzt hier?“ fragte Elsa weiter.

„Keineswegs. Ich bin nur auf ganz kurze Zeit gekommen — gleichsam incognito —“

„Das ist schade. Ich begreife übrigens, daß man es vorzieht, auf dem Lande zu leben. Die Ruhe ist so wohlthuend. Auch wir wollen jetzt beständig in Hietzing wohnen, wo wir eine Villa gekauft haben. Wußten Sie vielleicht davon?“

„Nein.“

„Weil Sie sich auch gar nicht um so alte Bekannte kümmern! Aber kommen Sie doch ein wenig mit uns. Man hat mir Bewegung verordnet, und da laufe ich denn die Alleen hier ab.“

Ich konnte nicht umhin, mich anzuschließen und fand mich allmälig in die so unvermuthete Situation. Hatte ich doch kaum mehr der Frau gedacht, die jetzt neben mir herschritt! Sie war schlank geblieben nnd sah bei näherer Betrachtung etwas gealtert aus; vor allem hatte ihr Teint und der Schmelz der Zähne bedeutend gelitten. Aber ihre Züge waren feiner, vergeistigter geworden, und ein schwermüthiger, schmerzlicher Zug um Augen und Mund verschönte sie eigenthümlich. Ein Morgenkleid aus roth gemustertem Foulard und ein großer weißer Spitzenhut vollendeten ihre tadellose Erscheinung. Ja, sie war in Haltung nnd Miene, in Wort und Geberde wahrhaftig eine „Dame“ geworden. Der Wiener Dialekt, der ihr eigentlich niemals stark angehaftet und welchen sie im Verkehr mit Röber, der ein sehr reines Deutsch sprach, schon früher so ziemlich abgestreift hatte, war jetzt bis auf einige leichte und gemüthliche Anklänge aus ihrer Rede verschwunden. Was nicht das Geld bewirkt! So dacht' ich im Stillen, während ich den kostbaren Parfüm einathmete, der in einem feinen Hauche von ihr ausging.

„Wissen Sie,“ begann sie nach einigen schweigend zurückgelegten Schritten, „daß ich Ihnen schon schreiben wollte?“

„Mir? Gewiß in einer litterarischen Angelegenheit?“

„O keineswegs!“ erwiderte sie rasch mit leichtem Erröthen, „Sie erinnern sich doch — ich sagte Ihnen ja, daß ich eigentlich keinen Beruf zur Schriftstellerin in mir fühle.“

„Man muß es ihr glauben, da sie es behauptet,“ warf Frau von Ramberg, halb zu mir gewendet, mit ihrer etwas dünnen und knöchernen Stimme ein. „Sie hat aber trotzdem einen neuen Roman zu schreiben begonnen.“

„Nun ja; ich bin jetzt wieder oft allein — und da muß ich doch die Zeit mit irgend Etwas hinbringen. Aber es ist nur für mich; Sie wissen ja: es macht Denen, die mir am nächsten stehen, keine Freude.“

„Daran würde ich mich in der That nicht kehren,“ sagte die Andere scharf.

„Ach lassen Sie das jetzt, liebe Euphemie,“ erwiderte Elsa mit einem bittenden Blick. Und dann

zu mir: „Aber sagen Sie doch, wohin wollten Sie eben? Was haben Sie für heute vor?"

„Ich wollte zu Dommayer —"

„Zu Dommayer? Essen Sie doch lieber mit uns!"

„Wie könnt' ich — —"

„O ich verstehe. Sie haben noch jenen unseligen Abend im Gedächtnisse. Aber Sie werden heute Alles anders finden — und auch ein paar Freunde von uns — eine ganz kleine Gesellschaft —"

„Die ich nicht kenne."

„Der Architekt K .... und der Musiker H ... werden Ihnen doch nicht fremd sein?" sagte die Ramberg spitz, indem sie in die Luft sah.

„Und der junge Maler R ... gewiß auch nicht," setzte Elsa dringend hinzu. „Er tritt jetzt ganz in die Fußtapfen Lenbach's und Fritz Kaulbach's. — Und was den Hausherrn betrifft, so hatte er sich damals absichtlich so schroff benommen — und es auch gleich darauf bereut — Ihretwegen. Nur der Doctor war ihm äußerst verhaßt — und wie ich jetzt zugeben muß, nicht mit Unrecht."

„Nun — "

„Ich weiß, was Sie sagen wollen. Er hat sich

mit dem Roman sehr bemüht — hat mir, ich geb' es gerne zu, in böser Zeit einen großen Dienst erwiesen. Und ich wäre ihm auch gewiß dankbar gewesen — aber er wollte sich sofort bezahlt machen."

Sie erhob das Haupt und blickte wegwerfend zur Seite.

„Von wem ist die Rede?" fragte Frau von Ramberg.

„Ach von —" Elsa nannte den Namen.

„Das ist aber doch ein höchst geistvoller Mensch," sagte die Andere sehr bestimmt. „Wie ich höre, lebt er jetzt in Berlin?"

„Ich glaube," warf ich leicht hin, da ich nicht recht wußte, was ich erwidern sollte.

„Also nicht wahr, Sie kommen?" wandte sich jetzt Elsa wieder an mich. „Um drei Uhr. Hetzendorferstraße." Sie fügte die Nummer bei.

Aber ich trug durchaus kein Verlangen, dort zu speisen, und brachte meinen beabsichtigten Besuch in Penzing vor.

„Ach, den können Sie ja inzwischen abthun!"

„Nun ja, aber —"

„Kein aber! Bitte, kommen Sie! Ich hätte Ihnen so Manches zu sagen —"

„Ich kann ja nach Tisch erscheinen."

„Sie würden uns vielleicht nicht antreffen; denn wir fahren wahrscheinlich nach Tisch aus."

„Nun, wenn dieser Herr gar so viele Umstände macht —" sagte Frau von Ramberg und zog die Schultern in die Höhe.

„Nein, nein! Ich habe ihn nun einmal und lasse ihn nicht wieder los. Wer weiß, ob ich ihn sonst jemals wieder sehe, da er ja nicht hier bleibt — und auch ich schon in den nächsten Tagen abreise. — An die See — oder in's Gebirge," setzte sie mit leiserer Stimme, zu mir gewendet, hinzu. Ich bin sehr leidend — meine Nerven sind zerrüttet —"

Ich blickte sie an. In der That: der schmerzliche Zug in ihrem Antlitz trat jetzt schärfer hervor und ihr Blick hatte etwas Erloschenes.

„Nun denn," sagte ich, unwillkürlich nachgebend, „wenn Sie es so sehr wünschen — dann werde ich erscheinen."

„Schön!“ rief sie. „Ich verlasse mich darauf. Und nun machen Sie Ihren Besuch!“

Ich verabschiedete mich von den Frauen und begab mich über den schwankenden Kettensteg nach Penzing. Dort traf ich, wie dies meistens in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, Niemanden von der Familie, die ich wieder sehen wollte, zu Hause. Man hatte vereint für den ganzen Tag einen weiteren Ausflug unternommen.

VIII.

So begab ich mich denn doch zu Dommayer und blieb dort bis hart an drei Uhr sitzen. Endlich betrat ich die Hetzendorferstraße und dachte beim Anblick der neuen schimmernden Villen an die unscheinbare Reihe schlichter, kleiner Landhäuser, welche in früherer Zeit hier gestanden.

An Ort und Stelle angelangt, wurde ich von einem Livreediener in einen großen, ebenerdigen Salon geführt, wo der Hausherr mit sechs männlichen Gästen bereits anwesend war. Ich sah, daß Röber bei meinem Erscheinen leicht erröthete, und er konnte seine Verlegenheit nicht ganz bemeistern, während er mir mit ausgesuchter Höflichkeit entgegen schritt.

„Elsa hat mir gesagt, daß wir heute das Vergnügen haben würden, Sie zu empfangen; ich freue mich außerordentlich. Die Damen werden wohl

gleich erscheinen; darf ich Sie einstweilen mit diesen Herren bekannt machen?“

Der Architekt, ein behäbiger, jovialer Lebemann und in Folge des feinen Kunstsinnes, den er als Hersteller geschmackvoller Interieurs bewährte, in den vornehmsten Kreisen gesucht und beliebt, war schon auf mich zu gekommen und schüttelte mir die Hand, während der Musiker H..., ein ergrauter Apostel Richard Wagners, sich mit einem apathischen Kopfnicken begnügte. Der Maler, schlank und blond, der mir blos dem Namen nach bekannt war, verneigte sich mit verbindlicher Schüchternheit wie ein junges Mädchen.

Ganz unbekannt waren mir: Herr Malinsky, Geschäftsfreund Röbers; eine hagere Gestalt mit fast kahl geschorenem Haupte, aber endlos nach rechts und links abstehendem Backenbarte. Sein Antlitz war schlaff und durchfurcht, sein Blick matt und doch durchdringend wie der eines Croupiers. Dann ein schmächtiger Jüngling mit nachlässiger, vornüber gebeugter Haltung, dünner Habichtsnase, ein rundes Stück Glas in's rechte Auge geklemmt. Er wurde mir als Baron Conimor vorgestellt und bemühte

sich, verständnißinnig zu lächeln, als ihm mein Name genannt wurde. Dabei sah man ihm die Zuversicht an, daß der Nimbus colossalen Reichthums, der den seinen umstrahlte, keineswegs verfehlen würde, die richtige Wirkung zu thun. Ganz zuletzt tauchte, gewissermaßen wie aus einem Versteck, ein kleiner dicker Mann mit Säbelbeinen, ungeheurer Stirn und wulstigen Lippen über dem verschwindend kurzen Kinn auf: der Director des neuen Kinderasyles. Er verneigte sich linkisch und sah in seinem zwar ganz neuen, aber sehr schlecht sitzenden schwarzen Anzuge zwischen den in geschmackvolle Sommertracht gekleideten Anwesenden wie ein Leichenbitter aus. Den vornehmsten Eindruck machte Röber. Er war wieder ganz die stramme, tadellose Erscheinung von früher. Sein Scheitel war freilich gelichtet geblieben; aber dieser Mangel ließ die Stirn freier und schöner hervortreten; wie denn überhaupt seine Züge, wie sich nun zeigte, mit den Jahren an Bedeutung gewonnen hatten. Was nicht das Geld vollbringt! dachte ich wieder still bei mir.

Jetzt öffnete sich die Thür und die beiden Damen traten ein. Aller Augen blickten ihnen entgegen und

leuchteten, mit Ausnahme der grauen und kalten Röbers, in Bewunderung für die Hausfrau auf.

Elsa sah nun auch wirklich überraschend schön aus, und man kam hier wieder einmal zur Einsicht, welche Rolle die Ankleidekunst im Leben einer verblühenden Frau spielt. Eine knappe, spitzenverbrämte Robe von gelblicher Farbe, herzförmig ausgeschnitten und in der linken Achselgegend mit blassen Rosen geschmückt, zeigte ihren Wuchs in harmonischer Schlankheit; die eben in Mode gekommene schlichte und glatte Haartracht, mit dem kleinen englischen Knoten im Nacken, ließ sie umso jugendlicher erscheinen, als der krankhafte Gesichtsausdruck in diesem Augenblicke gänzlich verschwunden war. Erst jetzt bemerkte ich, daß die Haare einen starken Schimmer in's Rothe aufwiesen, der offenbar künstlich hergestellt war; wie man denn überall die verhüllende, nachbessernde und verschönende Hand wahrnehmen und verfolgen konnte. Dennoch lag über der ganzen Gestalt eine köstliche aromatische Frische, an der man ebenso wenig zweifeln mochte, wie an der Echtheit der Brillant-Boutons, die an den rosigen Ohren der schönen Frau gleich großen Thautropfen funkelten.

Als gerader Gegensatz erschien Frau von Ramberg, obgleich auch sie sich in den Gemächern der Hausfrau mit etwas Reispulver angefrischt und den spärlichen Brauenwuchs über den wasserblauen Augen sorgfältig nachgedunkelt hatte. Ihr Gesicht erwies sich nun ohne Schleier als nicht unhübsch: kleine, gekniffene Züge, denen ein bedeutungsvoller Ausdruck aufgezwungen war. Sie trug das fahlblonde Haar rund abgeschnitten und zu einer kunstvollen Kräuselfülle aufgebauscht, was ihr im Verein mit der stolzen Kopfhaltung und einem schwarz geränderten Kneifer, den sie nunmehr, weiß Gott warum, auf die Stumpfnase gesetzt hatte, fast das Aussehen eines jungen Mannes verlieh; auch der hagere, eckige und von einem übertrieben einfachen Kleide bis an das Kinn hinauf umschlossene Leib stimmte dazu. So hatte denn die ganze Erscheinung etwas Zwiespältiges, das leicht ein Lächeln hätte hervorrufen können, wenn nicht der scharfe, böse Zug um die schmalen Lippen der Dame zur Vorsicht gemahnt haben würde.

Elsa, ein prachtvolles Bouquet von Rosen und Hyacinthen in der Rechten, bot mir mit einem Blick

der Befriedigung rasch die Linke zu flüchtigem Drucke. „Schön, daß sie Wort gehalten haben!“ Dann begrüßte sie die Gesammtheit der übrigen Herren mit einer anmuthigen Kopfbewegung und trat auf den Director zu. Dieser sagte unter zahllosen Bücklingen, er habe seinen Sonntag benützt, um der großherzigen Gönnerin vor der Badereise noch Kunde von ihren lieben Schützlingen zu bringen. Der Herr Gemahl sei so liebenswürdig gewesen und habe ihn aufgefordert, beim Diner zu bleiben.

„Sehr willkommen,“ erwiderte Elsa, deren Züge einen innig ernsten, fast andächtigen Ausdruck angenommen hatten. „Hoffentlich gedeihen die Kleinen und sind zufrieden. Wir wollen bei Tisch weiter davon sprechen.“ Dann wandte sie sich, wie mir schien, mit etwas gezwungener Liebenswürdigkeit an Conimor. „Und Ihnen, Baron Sigi, muß ich sehr danken für das wundervolle Bouquet — so wie für die anderen Blumen, die Sie mir neuerdings haben senden lassen. Es ist sehr lieb von Ihnen — aber was wird Ihr Papa sagen, wenn Sie die Treibhäuser derart plündern? Nicht wahr, Leo?“ Sie blickte nach Röber; dieser aber zuckte blos die Achseln.

„Ach was, Papa!“ lachte Conimor gedehnt. „Der thut's ja selbst — wenn auch mehr im Geheimen.“

„Das muß wahr sein,“ warf der Architekt ein, der als gutmüthiger Spottvogel bekannt war. „Conimor Vater und Sohn ersticken die Frauen Wiens mit Blumen.“

„Nur die schönen, wenn ich bitten darf,“ versetzte der Baron, Elsa, indem er den Kopf leicht hin und her wiegte, mit den Augen verschlingend. „Uebrigens — unsere Gärten vertragen es. Sie wissen doch, daß wir zur Vergrößerung der Anlagen in N . . . wieder einige Joch Terrain erworben haben?“

„Und einen Gartendirector aus England,“ warf der Maler ein.

„Ja — aber auch der leistet nichts Besonderes, nichts Außergewöhnliches. Rosen — und immer wieder nur Rosen. Das wird am Ende langweilig. Soll Einer einmal eine ganz neue Blume erfinden!“

„Das dürfte freilich schwer halten,“ sagte der Architekt. „Aber bringen Sie selbst einmal Ab-

wechselung in den Gegenstand. Geben Sie statt der Rosen andere Gewächse, zum Beispiel Passifloren."

Conimor öffnete ein wenig den Mund und sah in die Luft. „Passifloren?"

„Gewiß," fuhr der Andere fort. „Und da ließe sich vielleicht eine ganz neue Spielart zu Wege bringen; die können Sie dann passiflora Conimor nennen."

„Passiflora Conimor," wiederholte der Baron gedankenlos, denn er starrte wieder nach Elsa, die sich inzwischen von ihm entfernt hatte.

In diesem Augenblicke wurden die Thürflügel des anstoßenden Speisezimmers geöffnet und ein Diener in schwarzem Frack meldete, daß servirt sei.

Elsa schob leicht ihren Arm unter den meinen; Röber führte Frau von Ramberg, die inzwischen mit dem Director ein Gespräch begonnen hatte, und wir ließen uns Alle an dem Tische nieder, der mit kostbarer Einfachheit gedeckt war: schweres Linnen, schwere Krystallgläser, massives Silber. Keine Blumen (denn wie mir Elsa zuflüsterte, liebte Röber sie nicht auf der Tafel); nur eine alte getriebene Fruchtschüssel, in welcher, von großen Gartenerd-

beeren umgeben, eine Ananas goldig erglänzte, hob sich farbig von dem funkelnden und schimmernden Weiß ab. Auch das Diner sprach für den Geschmack der Wirthe: wenige Gänge, aber ausgesuchte, seltene Gerichte; Bordeaux und Champagner.

Elsa saß zwischen mir und dem Director. Dieser hatte gleich nach der Suppe seinen Bericht begonnen, den er, von theilnehmenden Fragen der Hausfrau des öfteren unterbrochen, mit einem salbungsvollen Sermon über den Segen der modernen Humanität schloß. Die Unterhaltung wurde nun allgemein. Conimor gab eine neueste Turfanektode zum besten. Man kannte sie aber schon und sie fand daher wenig Anklang. Die Künstler sprachen selbstverständlich von Allerlei, das in ihr Fach schlug: der Maler von dem Bismarckbildnisse Lenbach's; der Architekt von einem verfallenen Schlößchen, das ein Graf X in Tirol gekauft habe und dessen Restaurirung demnächst in Angriff genommen werden sollte; der Musiker von der Aufführung des Parsifal, die in Baireuth bevorstand. Meine Tischnachbarin zur Linken, Frau von Ramberg, gab mir sehr eindringlich ihre Begeisterung für einen norwegischen

Dichter zu hören, welcher eben damals mit seinen Dramen Aufsehen erregte, später aber durch Henrik Ibsen vollständig verdrängt wurde. Röber überwachte mit scharfen Blicken den Fortgang des Diners, während er mit dem neben ihm sitzenden Malinsky von Zeit zu Zeit einige vertrauliche Worte wechselte.

Nicht allzu lange dauerte es, so wurde die Tafel aufgehoben und man begab sich, um den Kaffee zu nehmen, in den Salon, da einstimmig erklärt wurde, auf der Terrasse sei es noch zu heiß.

Nachdem der Director seine Tasse und ein Gläschen Chartreuse geleert hatte, bewegte er sich, eine der schweren Cigarren, die Röber seinen Gästen dargereicht, unangezündet zwischen den dicken Fingern, verlegen auf seinem Stuhle hin und her. Endlich erhob er sich und stammelte, man möge verzeihen, daß er sich leider entfernen müsse. Er habe eine Verabredung mit seiner Frau getroffen, die ihn in Schönbrunn erwarte.

Elsa reichte ihm sehr freundlich die Hand, die er unterthänig an die wulstigen Lippen drückte. Wie schön, wie weiß, war jetzt — ich hatte sie schon bei Tisch bewundert — diese Hand, an

deren schlankem Goldfinger ein prachtvoller Saphir glänzte.

„Ich hoffe, vor meiner Abreise Ihre Zöglinge noch persönlich aufsuchen zu können; wenn nicht, so erhalten Sie jedenfalls das Bewußte zugesendet.“

Kaum war der Director, der sich in der Nähe der Thür noch einmal mit einem tiefen Knix umgewendet hatte, wobei er nach Weiberart an seine langen Rockschöße griff, verschwunden, als sich auch Röber erhob.

„Ich muß ebenfalls aufbrechen,“ sagte er, „und kann nur bedauern, die Gegenwart so angenehmer Gäste nicht länger genießen zu können.“

Man sah, wie Elsa erbleichend zusammen zuckte. „Wie?“ fragte sie mit gepreßter Stimme, „Du willst fort? Du hast doch versprochen, den Abend hier zuzubringen — endlich ein Mal,“ setzte sie leiser hinzu.

„Ja, ich habe es versprochen,“ erwiderte er kalt. „Aber ich kann mein Versprechen nicht halten. Eine wichtige Angelegenheit zwingt mich, nach der Stadt zu fahren.“

„Heute? An einem Sonntag?“ fragte Frau von Ramberg spitz.

„Meine Angelegenheiten kennen keinen Sonntag, gnädige Frau.“ Dann wandte er sich zu Elsa. „Malinsky wird es Dir bestätigen; er kommt mit mir.“

„Allerdings,“ sagte dieser, indem er seine durchfurchte Stirn noch mehr in horizontale Falten legte. „Es geht nicht anders, Verehrte.“ Er erhob sich zum Abschied.

Elsa schien ihn gar nicht gehört zu haben.

„Geh' nur, geh'!“ sagte sie, das Haupt zurückwerfend, heftig zu Röber. „Wir können auch ohne Dich ausfahren.“

„Gewiß,“ erwiderte er mit einem harten Blicke; „Du wirst mit Conimor fahren.“

„Ja, ja!“ rief dieser sehr vergnügt; „wir fahren mit einander! Mein Fiaker hat heute ein ganz neues Zeug'l — famos!“

Elsa achtete nicht darauf. „Und wann kommst Du zurück?“ fragte sie, schwer athmend.

„Das weiß ich nicht. Es dürfte spät werden, und da übernachte ich besser gleich in der Stadt.“

Nachdem er dies in eisigem Tone gesprochen hatte, verbeugte er sich nach rechts und links; dann trat er, wie sich besinnend, an mich heran und reichte mir mit einem Anfluge seines früheren Hochmuthes die Hand. „Ich hoffe, Sie wohl noch ein ander Mal zu sehen."

Als er sich mit Malinsky entfernt hatte, trat eine peinliche Stille ein. Man sah, in welcher Gemüthsverfassung sich Elsa befand, und war in Verlegenheit, wie man darüber hinweg kommen sollte. Selbst der joviale Architekt wußte sich nicht zu helfen; er trommelte auf den Scheiben der Glasthür, die auf die Terrasse führte, während Frau von Ramberg ihren sichtlichen Aerger hinter einem Zeitungsblatt verbarg, das sie zur Hand nahm. Der Maler aber näherte sich betrachtend den Bildern, die an den Wänden hingen; darunter auch eine arg verstrichene Farbenskizze von Makart, welche die Hausfrau in einem ungeheuren Rembrandthute vorstellte. Zuletzt vertiefte er sich sehr angelegentlich in einen ganz kleinen Pettenkofen, der in der Nähe eines Fensters angebracht war. Nur Conimor kam nicht aus dem Gleichgewichte. Er

goß sich höchst munter ein zweites Glas Chartreuse ein und vertauschte seine Cigarre, die er in den Aschenbecher warf, mit einer zarten Papyros.

„Wie heiß es hier ist!“ rief Elsa plötzlich, indem sie ihren Fächer heftig auseinander schwirren ließ.

„Soll ich die Thür öffnen?“ fragte der Architekt.

„Bitte!“

Er that es. Die Luft, die herein drang, war allerdings noch von der Nachmittagssonne durchglüht; aber ihr würziger Hauch erquickte doch und vertheilte sich wohlthuend in dem raucherfüllten Raume.

Man athmete freier auf, und auch Elsa schien sich allmälig zu fassen.

„Lieber H . . . .,“ sagte jetzt Frau von Ramberg herablassend zu dem Musiker, der inzwischen regungslos dagesessen hatte, „Sie haben bei Tisch von der neuesten Schöpfung Wagners gesprochen. Sie kennen dieselbe gewiß schon — wenigstens zum Theil. Können Sie uns nichts daraus vorspielen?“

„Den Anfang, wenn Sie wollen,“ erwiderte der Gefragte trocken.

„O ja! Wir bitten darum!“ rief Elsa aus ihren

Gedanken heraus. „Nicht wahr?" wendete sie sich fragend an mich; sie hatte sich offenbar erst jetzt wieder auf meine Anwesenheit besonnen.

Der Musiker erhob sich, trat an den Stutzflügel, der in der Nähe der Gartenthür stand, und öffnete ihn, während Alles Platz nahm.

Jetzt begann er zu spielen. In feierlichen, vibrirenden Schwingungen, sofort an die Eigenart ihres Urhebers mahnend, quollen die Töne auf.

Der Architekt, wie um gesammelter zuzuhören, schloß die Augen; der Maler drehte, etwas zerstreut, die Enden seines feinen blonden Schnurrbärtchens; Conimor, die Hände in den Hosentaschen, öffnete den Mund, Frau von Ramberg hatte sich neben Elsa gesetzt und lauschte mit zurückgeworfenem Haupte und über einander geschlagenen Beinen. Elsa blickte starr vor sich hin; von Zeit zu Zeit schien ein leichter Schauder durch ihren Körper zu gehen.

Das Spiel war zu Ende und tiefe Stille trat ein. Der Architekt fuhr empor; man merkte, daß er geschlummert hatte. Endlich sprach Frau von Ramberg: „Großartig! Erhaben!"

„Das eigentlichste Werk des Meisters, eine Offenbarung,“ bekräftigte H . . . . barsch.

„Hm — ja,“ sagte Conimor, indem er aufstand und näher trat. „Aber was Sie letzthin gespielt haben, hat mir noch viel besser gefallen. Sie wissen, das Stück da — aus Tristan und Isolde —“

„Isoldens Liebestod,“ versetzte der Musiker kurz, ohne ihn anzusehen.

„Ach ja, Isoldens Liebestod!“ rief Elsa hastig. „Er ist so wundervoll! Spielen Sie ihn doch!“

„Wird es Sie nicht zu sehr angreifen, meine Liebe?“ fragte die Ramberg mit gedämpfter Stimme. „Ich fürchte —“

„Ach nein, nein! Es thut nichts! Bitte, liebster H . . . .!“

Dieser legte wieder die langen, vertrockneten Finger auf die Tasten, während sich Conimor auf ein kleines Tabouret niederließ, daß zufällig ganz nahe hinter dem Fauteuil Elsa's stand.

So trat denn neuerdings erwartungsvolles Schweigen ein, und bald darauf entwickelte sich aus glau in einander zitternden Klangwellen heraus, in allmäligen, grausam wollüstigen, immer wieder

in sich zurücksinkenden Steigerungen, der gewaltsamste Angriff auf die menschlichen Nerven, den die Tonkunst kennt. Die Wirkung war auch hier eine geradezu körperliche: Jeder fühlte sich in seiner Weise gepackt, überwältigt, gepeinigt, entzückt, aufgelöst. Selbst Frau von Ramberg konnte ihre Würde nicht behaupten; sie fing an, sich auf ihrem Sitze wie eine Schlange zu winden. Elsa lag weit zurückgelehnt in dem niederen Fauteuil, ohne zu merken, daß ihr Haar den Arm Conimors berührte, den dieser auf die Lehne gelegt hatte. Sie war bleich und ein hastiges, gleichmäßiges Zucken erschütterte ihren Leib. Plötzlich stieß sie einen durchdringenden Schrei aus.

Alles sprang erschrocken auf; nur der Musiker blieb ruhig sitzen, die Finger auf den Tasten.

„Ich hab' es ja gewußt!" rief Frau von Ramberg, mehr erzürnt als besorgt, indem sie mit ihrer dürren Hand über die Stirn Elsa's strich.

Diese sah aus wie eine Todte, ihr Blick war gebrochen. Dennoch erhob sie sich, mühsam nach Athem ringend, nahm den Arm der Dame und wankte, auf der anderen Seite von Conimor unter-

stützt, aus dem Salon. Man hörte, wie sie draußen in ein krampfhaftes Weinen ausbrach.

„Schöne Bescheerung!" sagte der Architekt nach einer Pause. Dann sich zu H . . . . wendend: „Da haben Sie die Wirkungen der Wagner'schen Musik."

„Was kann Wagner dafür, daß die Leute krank sind," versetzte der Andere phlegmatisch.

„Wie aber stünd' es um ihn, wenn sie's nicht wären?"

„Sie sind jedenfalls gesund," sagte H . . . ., indem er aufstand und ihm einen leichten Schlag auf den wohlgenährten Leib versetzte. Dann sah er nach der Uhr. „Schon sechs. Ich muß nach Lainz hinüber. Adieu." Er verbeugte sich nachlässig und ging.

„Alter Musikbär!" brummte der Architekt und begab sich mit dem Maler und mir über die Terrasse in den Garten, wo wir ziemlich einsilbig das blumige Rondell des Vorplatzes umschritten. Draußen, hart am Gitter, im Schatten überhängender Zweige, stand der Fiaker Conimor's; in der That ein sehr

„fesches Zeug,“ dessen Lenker, auf dem Kutschbock ausgestreckt, den Schlaf des Gerechten schlief.

Jetzt kam der Baron zurück und gesellte sich zu uns. Wir sahen ihn fragend an.

„Ich weiß nichts,“ sagte er die Achseln zuckend. „Sie hat sich mit Frau von Ramberg auf ihr Zimmer begeben.“

Es dauerte nicht lange, so erschien diese auf der Terrasse und trat uns mit beruhigender Geberde entgegen.

„Es ist vorüber,“ sagte sie; „die Frau des Hauses ist wieder ganz wohl. Aber sie muß noch eine Zeit lang ruhen — und ausfahren wird sie keinesfalls. Die Herren möchten sich also in ihren weiteren Plänen für den Abend nicht stören lassen. Sie jedoch,“ setzte sie, sich an mich wendend hinzu, „werden gebeten, sich nach Möglichkeit noch eine Weile zu gedulden, da Elsa vor der beiderseitigen Abreise noch unter allen Umständen mit Ihnen sprechen möchte.“

Ich verbeugte mich zum Zeichen meiner Bereitwilligkeit.

„Hat sich vielleicht wieder die Dichterin in ihr geregt?“ warf der Architekt ein. „Man muß ohne-

hin bedauern, daß sie so gar nichts mehr schreibt. — Und was thun wir?" wandte er sich an den Maler.

Dieser blickte unschlüssig vor sich hin.

„Wenn die Herren wollen, fahre ich Sie nach der Stadt," sagte Conimor gespreizt; er nahm es offenbar sehr übel, daß man ihn wegschickte.

„Ja, haben wir denn alle Drei Platz?" fragte der umfangreiche Baukünstler mit einem Blick nach dem zierlichen Gefährte.

„Ach was, wir nehmen den Baron auf den Schooß!" lachte der Maler.

„Da können Sie auch gleich bei Doctor Breuer vorfahren, Baron," sagte Frau von Ramberg in sehr befehlendem Tone, „und den Auftrag hinterlassen, daß er morgen ganz gewiß heraus kommt."

„Soll geschehen!" versetzte Conimor, näherte sich dem Gitter und rief den Kutscher an. Er mußte es noch zweimal thun, bis dieser empor schrak, schlaftrunken um sich blickte und, endlich die Sachlage begreifend, beim Thore der Villa vorfuhr.

Die Herren empfahlen sich und gingen.

Nachdem der Wagen fortgerollt war, sah mich

Frau von Ramberg an und fragte: „Sie kennen Elsa schon lange?"

„Allerdings — ziemlich lange."

„Und auch, wie sie mir selbst gesagt hat, ihre früheren Verhältnisse. Da werden Sie sich wohl manches von Dem erklären können, was Sie heute wahrgenommen. Arme Frau! Und das Aergste weiß sie noch gar nicht. Wie kann man aber auch einem solchen Menschen Alles opfern!"

Sie erwartete, daß ich Etwas darauf sagen würde. Da dies aber nicht geschah, fuhr sie fort: „Offen gestanden, habe ich Elsa, nachdem ich ihren Roman gelesen, für eine weitaus bedeutendere Frau gehalten. Nach und nach mußte ich leider erkennen, daß sie eigentlich doch nur eine beschränkte, weichmüthige Wienernatur ist. Schade um sie! — Ich kann ihr also mittheilen, daß Sie noch hier bleiben?" setzte sie nach einer Pause hinzu, offenbar ärgerlich über mein andauerndes Schweigen, das ihr gewiß sehr einfältig erschien. „Sie will in den Garten kommen, obgleich sie besser daran thäte, sich zu Bette zu begeben; denn sie fühlt sich sehr erschöpft. Sie hat nämlich in letzter Zeit öfter derlei Anfälle, und die

Aerzte verstehen ihren Zustand gar nicht, wenn sie ihr Bewegung verordnen. Ich halte das Ganze für den Beginn einer höchst traurigen Frauenkrankheit."

Mit diesem kategorischen Ausspruch entfernte sie sich.

IX.

Die Sonne stand nicht mehr hoch, als ich jetzt, allein zurück geblieben, tiefer in den Garten hinein schritt. Goldige Streiflichter schimmerten auf Rasen und Wipfeln; das Lied einer Amsel klang durch die Stille. Nachdem ich die nicht allzu weitläufigen, von Nachbargärten begrenzten Laubgänge mehrmals durchwandelt hatte, setzte ich mich auf eine Bank unter einem frei stehenden Ahornbaum, wo man die Villa im Auge hatte, und wartete. Was mochte mir Elsa zu sagen haben? Was sollte ich darauf erwidern? —

Endlich kam sie, von einem leichten, faltigen Gewand umhüllt und auf einen hochstöckigen Sonnenschirm gestützt, die Terrasse herunter.

Ich stand auf und ging ihr entgegen.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie mit mattem Lächeln,

„daß ich Sie so lange warten ließ. Ich mußte mich erst ein wenig erholen.“

Ich betrachtete sie. Sie war noch immer sehr bleich und ihre Augen hatten, trotz eines eigenthümlichen Glanzes, etwas Starres und Lebloses.

„Man sieht, daß Sie sich noch immer nicht wohl fühlen,“ sagte ich.

„Ich bin sehr unglücklich,“ erwiderte sie leise, während wir langsam weiter schritten.

Ich schwieg.

„Sehr, sehr unglücklich!“ wiederholte sie.

Sie wartete eine Entgegnung ab, und so mußte ich das Wort nehmen.

„Es scheint so.“

„Sie haben es gewiß schon früher bemerkt, und da Ihnen auch meine Vergangenheit nicht fremd ist, so möchte ich Ihnen Alles sagen, was mir auf dem Herzen liegt. Ich habe so viel Vertrauen zu Ihnen — und kenne sonst keinen Menschen, mit dem ich mich aussprechen kann. Euphemie versteht mich so gar nicht —“

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen. — Aber das Gehen strengt Sie an,“ fuhr ich fort, da sie

jetzt wie erschöpft stehen blieb. „Wollen wir uns nicht setzen?"

Sie blickte um sich. „Ja, dorthin!" Sie wies nach einer bequemen Bank, die an einer bereits abgeblühten Fliederhecke stand.

Wir ließen uns nieder, wobei ich ihr behülflich war, ein seidenes Tuch um die Schultern zu legen, das sie auf dem Arme mitgebracht hatte.

„Vor allem müssen Sie wissen," begann sie nach einer Pause, „daß ich mit Röber nicht verheirathet bin. So lange mein Mann noch lebte, war es auch eine Unmöglichkeit, unser Zusammenleben zu einem legitimen zu machen — und später befand sich Röber in einer so mißlichen und unsicheren Lage, daß es nur natürlich war, wenn wir in einer Art von schweigendem Uebereinkommen bessere Zeiten abwarteten. Als aber diese endlich eingetroffen waren und Röber trotzdem keine Anstalten traf, fand ich doch nicht den Muth, ihn daran zu mahnen. Denn er ist ein sehr eigenthümlicher Charakter. Jede Beeinflussung ist ihm unerträglich; man muß ihn ganz aus sich selbst heraus handeln lassen, wenn man nicht will, daß er das gerade Gegentheil von dem

thut, was man erwartet oder wünscht. Und so habe ich mich mit dem halben Verhältnisse begnügt — aus Furcht, ihn durch die leiseste Andeutung ganz zu verlieren."

„Sie hatten da vielleicht auch nicht so Unrecht," sagte ich.

„Nicht wahr?" rief sie aufathmend. „Euphemie wirft mir beständig vor, daß es eine unverzeihliche Schwäche, thörichtes Zartgefühl gewesen. Und wozu auch," fuhr sie gedankenvoll vor sich hinblickend fort, „wozu auch hätte ich darauf bestehen sollen? Nach Allem, was ich seinetwegen gethan, nach den Ueberzeugungen, die ich da in dem Roman ausgesprochen, konnte — mußte es mir ja gleich sein, ob er mich heirathete oder nicht. Wenn er mich nur liebte! Und er liebte mich! Wie sehr in der ersten Zeit, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Aber auch als seine Zärtlichkeit zu erkalten begann, als er immer rauher, immer rücksichtsloser wurde, hat er mich geliebt — geliebt noch damals, als Sie bei uns in der Stadt waren. Er war eifersüchtig auf Alles und Jedes — selbst auf die Frauen, die sich, wie die Ramberg, nach dem Er-

scheinen meines Buches an mich heran drängten. Er war eifersüchtig auf meinen Erfolg, auf mein Talent, weil es mich ihm zu entfremden drohte. O ich fühlte und wußte es, daß ich ihm trotz allem zu einer Nothwendigkeit — zu einem Lebensbedürfnisse geworden war, das er auch in die glänzenden Verhältnisse, die er sich geschaffen, mit hinüber nahm. Was hätte ihn bei diesem Umschwung der Dinge verhindert, mit mir zu brechen, wenn es in seinem Sinne lag? Nein, er war froh, er war stolz und glücklich, mich an seiner Seite zu haben, mich mit Allem überschütten zu können, was mein Herz begehrte. Und er war dabei wieder warm, hingebend, vertraulich geworden, wie schon seit langem nicht mehr; — er nannte mich wieder — verlachen Sie mich nicht! — seine Lisi. Wie wohl that mir das nach dem kalten Spott, mit dem er früher stets den Namen Elsa ausgesprochen, den ich mir ja leider selbst thörichterweise beigelegt. — Aber das Alles ist im Laufe dieses Winters anders — ganz anders geworden!" Sie schwieg und zog ihr Tuch fröstelnd über der Brust zusammen.

Ich blickte sie fragend an.

„Ja," fuhr sie tonlos fort, „in diesem Winter hat er sich mir entfremdet, vollständig entfremdet. Er liebt mich nicht mehr."

„Warum nehmen Sie das so bestimmt an?" erwiderte ich. „Es kann ja vielleicht wieder nur ein gewisses Nachlassen in seinen Empfindungen sein —"

„O nein!" stieß sie hervor. „Ich kenne ihn besser. Er ist gänzlich umgewandelt. Er ist nicht mehr eifersüchtig — auf Nichts — auf Niemanden mehr! Unlängst hat er mich sogar gefragt, ob ich denn wirklich die Feder ganz und gar niedergelegt habe. Und daß er Leute in's Haus bringt, wie diesen Conimor, der seine Absichten nicht einmal zu verbergen trachtet, das beweist mir, daß er mich los sein will!"

„Weshalb sollte er das jetzt mit einem Male — auch wenn er Sie wirklich nicht mehr liebt —"

„Weil er eine Andere liebt!"

„Sie wissen also — ?"

„Nichts weiß ich, nichts!" rief sie, die Hände wie zur Abwehr erhebend. „Ich will nichts wissen und mache es wie der Vogel Strauß. Ich fühle

nur, habe es heute, als er nach Tisch weg ging, wieder gefühlt, daß der Tag herannaht, an welchem er vor mich hintritt, mir eine Summe Geldes vor die Füße wirft — und sagt: geh'!"

„Setzen Sie doch nicht gleich dieses Aeußerste voraus! Es ist ja möglich, daß er irgend eine andere Beziehung —"

„Nein, nein!" unterbrach sie mich. „Glauben Sie denn, ich hätte mich jemals der Täuschung hingegeben, daß er einzig nur mir angehöre? O, derlei bin ich gewohnt; denn er war ja stets grausam genug, aus seinen Liebschaften kein Geheimniß zu machen. Aber diesmal ist er rückhältig, verstockt, verlogen — er heuchelt sogar, was er sonst nie gethan. Das ist mir ein Zeichen, daß sich Entsetzliches für mich vorbereitet."

„Nun denn, so trachten Sie Einhalt zu thun! Fordern Sie eine bestimmte Erklärung — mahnen Sie ihn jetzt endlich an die Pflicht, die er gegen Sie unter allen Umständen zu erfüllen hat."

Sie lachte grell auf. „Pflicht! Er — und Pflicht!? Er kennt nur seinen Willen. Es ist keine Rettung mehr — ich bin verloren!"

Ein Schweigen trat ein, während dessen sie mit stierem Blick vor sich hin brütete. Arme Frau! Sie wußte also doch schon das Aergste.

„Verzweifeln Sie nicht zu früh," sagte ich endlich. „Wer weiß, ob noch Alles wirklich so kommt. Und wenn auch! Da Sie dieser Schlag nicht unvorbereitet trifft, so können Sie den Dingen in's Auge blicken, können die Kraft finden, das Unabwendbare, wenn es sein muß, mit Fassung zu tragen."

„Mit Fassung!?" fuhr sie auf. „O ich sehe, daß Sie keine Ahnung haben, wie sehr ich ihn liebe. Etwa von Opfern zu sprechen, die ich gebracht, würde mir nicht zustehen, denn ich habe ihm keine gebracht — wenigstens nicht in jener früheren Zeit. Aber ich liebe ihn! Liebe ihn, wie ich niemals für möglich gehalten hätte, daß ich so lieben könnte. Denn ich war — Ihnen kann ich es ja gestehen — als junges Mädchen gefallsüchtig, leichtfertig — schlecht, wenn Sie wollen. Als ich jedoch heirathete, liebte ich meinen Mann aufrichtig; er gefiel mir sehr — wir paßten damals so gut zu einander. Und als die Kinder kamen, da liebte ich diese über

Alles. Es gab für mich sonst nichts — kein Vergnügen, keine Freude mehr, als die, für sie sorgen zu können: unser Haus war meine Welt. Aber da erblickte ich ihn — und alles Andere war plötzlich von mir losgetrennt. Ich wurde sein ohne Wahl, ohne Kampf mit mir selbst — ich überlegte nicht einmal. Ich fühlte nur, daß ich ihm angehörte — so wie ich heute fühle, daß ich ihm angehören werde bis zu meinem Ende."

Ich schwieg.

„Es wird jetzt so viel gesprochen und geschrieben über die Stellung der Frauen," fuhr sie nachdenklich fort. „Man beschuldigt den Egoismus der Männer, daß er sie entwürdige, ihnen ihre Rechte vorenthalte, ihre geistige Entwicklung unterdrücke. Und sie selbst hassen, verachten — und verstoßen gleich Jeden, der ihnen nicht das tiefste Verständniß, die vollste Hingebung, die unbedingteste Selbstlosigkeit entgegen bringt. Das vermag ich nicht zu fassen. Es giebt keinen selbstsüchtigeren, rücksichtsloseren Mann als Röber, Keinen der für ein Weib weniger Verständniß hat, als er für mich — und doch kann ich nicht leben ohne ihn!"

„Und wenn Sie es trotzdem müßten?“

Sie erwiderte nichts und starrte vor sich hin wie in's Leere.

Ich empfand tiefes Mitleid. Ja, sie hatte Recht! Der Geist der Besinnung und Auflehnung, der sich in ihrem Geschlechte zu regen begonnen, war noch nicht über sie gekommen. Sie war in ihrem dunklen Triebe noch blindlings dem Manne unterthan, wie es unsere Mütter gewesen — und konnte sich nicht befreien, weil sie nicht wollte. Und doch — so grausam mir dieses Mittel in diesem Augenblick erschien: vielleicht gelang es einer plötzlichen Seelenerschütterung die Klammer zu sprengen.

„Und wenn Sie trotzdem müßten,“ wiederholte ich ernst und eindringlich: „dann denken Sie in Ihrem Schmerze an den Schmerz Derjenigen, die sich ebenfalls in ihr Schicksal ergeben mußten, nachdem Sie sie verlassen hatten.“

Sie zuckte zusammen und wurde noch bleicher, als sie schon war. „Ich verstehe Sie!“ rief sie. „Aber, das ist ja gerade das Entsetzliche, daß ich bei dem Allen auch noch beständig an Diejenigen denken muß, von denen Sie sprechen. Eine Zeit

lang waren sie freilich für mich todt — mehr als todt: vergessen. Aber die Gräber haben sich nach und nach aufgethan und vorwurfsvolle Schatten steigen vor mir auf. Sie nahen mir, sie verfolgen mich im Wachen und im Schlafe. Hier marternde Gewissensbisse — dort marternde Liebe! O, Sie wissen nicht, was ich leide!"

Sie verhüllte ihr Antlitz und brach in ein erschütterndes Weinen aus.

Ich ließ ihr Zeit, sich etwas zu fassen, dann sagte ich: „Wenn dem so ist, Frau Elsa — verzeihen Sie, daß ich Sie mit diesem verhaßten Namen nenne — wenn dem so ist: dann liegt ja in all diesen Martern schon die Sühne — und in der Sühne der Trost. Wenn Sie an der Erkenntniß festhalten, daß Alles, was jetzt über Sie herein bricht, nur die rächende Folge einer früheren Verschuldung ist: dann werden Sie auch Alles mit anderen Augen ansehen, werden Muth und Kraft finden, sich zu einem neuen, freieren Dasein empor zu ringen. Und wenn Sie dann vielleicht wieder die Feder ergreifen, dann wird auch das, was Sie schreiben, etwas Edleres und Besseres sein, als jener

Roman, mit welchem Sie doch nur Ihr schon damals erwachendes Gewissen zu übertäuben suchten, indem Sie eine Leidenschaft verherrlichten, die Sie so schwer büßen."

Sie hatte die Hände sinken lassen und sah mich, leicht aufathmend, mit nassen Augen an.

„O, ich begreife, ich fasse Sie. Ich sage mir das Alles ja oft genug selbst — und doch — —" Sie schauderte zusammen und versank wieder in sich.

„Elsa!" rief es in diesem Augenblick schrill und durchdringend von der Villa her.

Elsa schrak auf. „Euphemie ruft nach mir," sagte sie, ihr feuchtes Schnupftuch nervös zwischen den Fingern pressend. „Immer zur Unzeit."

Langsam nahende Schritte ließen sich auf dem knisternden Kies der Wege vernehmen.

„Sie kommt," fuhr Elsa fort, indem sie sich erhob. „Unser Gespräch muß ein Ende nehmen. Ich danke Ihnen für Ihre Theilnahme; sie hat mir wohlgethan. Ihre Worte werde ich nie vergessen — was auch geschehe. Denken auch Sie manchmal in der Ferne an mich. — Wir kennen uns ja lange genug," setzte sie leise und zu Boden blickend hinzu.

Ich erwiderte nichts und küßte nur die kalte weiße Hand, die sie mir reichte.

Frau von Ramberg trat uns entgegen.

„Ich muß Sie schon holen, liebe Elsa,“ sagte sie in scharfem Tone, während sie uns eindringlich betrachtete. „Es fängt bereits an, feucht zu werden — und Sie müssen unter allen Umständen zu Bette.“

„Ja, ja, ich komme schon,“ erwiderte Elsa. Ich reichte ihr den Arm und wir bewegten uns schweigend dem Hause zu, wo sie, nachdem ich mich auch von der bevormundenden Freundin verabschiedet hatte, auf diese gestützt, langsam über die Treppe zu ihren Zimmern empor schritt.

Ich aber trat in den lauen, dämmerigen Abend hinaus. Auf dem Hietzinger Platze wimmelte es von Menschen und Fuhrwerken aller Art, welche bereits sammt und sonders der Stadt zustrebten, während bei Dommayer lustige Musik erklang und immer neue Schaaren von Besuchern den Schönbrunner Park verließen. Mitten in diesem bunten Gewoge trat auch ich den Heimweg an.

*   *
*

Als ich mich im Laufe der nächsten Woche wieder in diese Gegend begab, um meinen Besuch in Penzing zu erledigen und mich bei dieser Gelegenheit nach dem Befinden Elsas zu erkundigen, erhielt ich in der Villa den Bescheid, daß die gnädige Frau auf dringendes Anrathen der Aerzte eine alt bewährte Wasser-Heilanstalt nahe bei Wien aufgesucht habe.

X.

Die Zeit meiner Abreise war heran gerückt. Bevor ich meine Vaterstadt vielleicht auf lange wieder verließ, wollte ich noch eine stille Stunde der Gemäldegallerie im Belvedere weihen. Konnte es doch das letzte Mal sein, daß ich diese Kunstschätze an dem stimmungsvollen Orte sah, wo ich sie seit meiner Jugend zu betrachten und zu bewundern gewohnt war.

Die Ausführung dieses Vorhabens wurde durch mehrfache Umstände bis knapp vor dem Tage verzögert, den ich mir zur Reise festgesetzt hatte, und selbst da kam noch allerlei Störendes dazwischen, so daß es bereits zwei Uhr war, als ich mich, an den wohlbekannten Taxushecken und den steinernen Sphinxen vorübereilend, dem ehemaligen Sommerpalaste des Prinzen Eugen näherte. Das Wetter war dem Unternehmen nicht sehr günstig: ein düsterer,

bedeckter Himmel, der sich hin und wider aufhellte, um gleich wieder regendrohend sich zu verfinstern. So fehlte denn, als ich die weiten Säle betrat, der verklärende Sonnenschein, welcher, wenn auch in Einzelnem zuweilen störend, die Gesammtheit der Bilder sofort dem Auge und Herzen näher bringt. Zudem waren unvermuthet viele Besucher da; die Mehrzahl rothe Bädeker in den Händen. Was mich aber am meisten störte, war die Unzahl von copierenden Malern und Malerinnen. Sie saßen nur so in Reihen hinter einander, jeder und jede noch ein paar neugierige Zuseher im Rücken oder zur Seite. Ich konnte die richtige Stimmung nicht finden und ging zerstreuten Sinnes an den herrlichen Meisterwerken hin. Dieser leere, unbefriedigte Zustand wurde aber mit einem Male zu einem grimmigen Mißbehagen, als ich im Rubenssaale mit einem Herrn zusammen stieß, dem ich, und besonders heute, lieber eine Meile weit aus dem Wege gegangen wäre. Es war ein sogenannter „Amateur,“ ein sonst ganz unbeschäftigter, ziemlich wohlhabender Mann, der in allen Ateliers herum schnüffelte, auf jeder Auction anzutreffen war und, wie sich von

selbst versteht, eine kleine Privatgallerie sammt einer werthvollen Antiquitätensammlung besaß. Sein selbstbewußtes Wesen, seine rechthaberischen, oft sehr schiefen Kunsturtheile waren sprichwörtlich geworden, und die Maler behaupteten, er verstehe von Bildern so viel oder so wenig wie ein Schuhflicker. Dies war nun freilich übertrieben; denn wiewohl er nach jeder Richtung hin Aussprüche that, die von dünkelhafter Halbbildung strotzten, so konnte man doch nicht leugnen, daß er, wie alle solche Menschen, die Gabe besaß, an jeder Leistung sofort die schwachen Seiten herausfinden. Und wie in der Kunst, so auch im Leben. Ein aufdringlicher Gesellschafter, wußte er sich in alle Kreise Eintritt zu verschaffen; man duldete ihn als eine Art nothwendigen Uebels und bespöttelte seine böse Zunge mehr, als man sie fürchtete, da er oft genug über ganz harmlose Persönlichkeiten die ungeheuerlichsten Dinge vorbrachte. Dennoch wußte er sehr genau, wo jedem Einzelnen der Schuh drückte, und die verborgensten und verschwiegensten Verhältnisse waren für ihn nicht selten ein offenes Buch, in welchem er mit Behagen las.

Ich wollte anfangs Miene machen, ihn nicht sofort zu erkennen, dann aber mich mit einer verbindlichen Geberde schweigend an ihm vorbei drücken. Er jedoch that sehr erfreut, faßte mich unter dem Arme, fragte mich, wie es mir gehe, wie lange ich schon in Wien sei — und so weiter. Meine neueste Dichtung habe er gelesen, sich aber leider mit dem Sujet nicht befreunden können; jedenfalls sollte ich mehr — viel mehr schreiben. Dann kam er auf die neuen Museen zu sprechen, welche er in der Hauptsache für ganz verfehlt erklärte — und schloß endlich damit, daß er hier Raphaels Madonna im Grünen en miniature copieren lasse. Und zwar von einem Aquarellisten, der in dieser Hinsicht eine ganz neue Methode erfunden habe. Er führte mich auch zu dem betreffenden Künstler, einem schon sehr bejahrten Herrn, der, eine eigenthümlich construirte Brille auf der Nase, ruhig hinter seiner Tafel saß. Die fast vollendete Arbeit nahm sich in der That sehr schön und erfreulich aus; der Mäcen lobte sie auch, hielt jedoch mit wohlwollenden Ausstellungen keineswegs zurück. Ganz unerträglich jedoch benahm er sich einem jüngeren Maler gegenüber, welcher, wie

sich herausstellte, Moretto's Santa Justina im Auftrage des Münchener Grafen Schack copierte. Nicht genug, daß er dicht hinter den emsig Arbeitenden trat und, bald das Original, bald die Copie betrachtend, vor allen Anwesenden mißbilligend den Kopf schüttelte, er wies auch mit ausgestrecktem Zeigefinger auf die Fehler hin, welche seiner Meinung nach bei der Nachbildung begangen wurden; so daß der Künstler endlich sich unwillig halb erhob und den unberufenen Kritiker mit zornfunkelnden Augen herausfordernd ansah.

Ich hielt es nicht länger aus und wollte, mich empfehlend, die Gallerie verlassen, die mir nun doch schon verleidet war.

„Warten Sie; ich gehe gleich mit Ihnen," sagte er und hängte sich wieder an meinen Arm.

Er hatte unten einen Einspänner stehen und bot mir einen Platz an. Ich wollte ablehnen; aber er nöthigte mich einzusteigen. „Fahren Sie wenigstens ein Stück Weges mit; warum wollen Sie denn die lange Heugasse zu Fuß zurücklegen?"

Als wir in dem engen Gefährt saßen, fragte er mich, wohin ich denn eigentlich wolle? Ich ant-

wortete, daß ich jetzt essen gehen würde. Wohin? Er speise in der Stadt Frankfurt; ich solle mitkommen. Nein; das sei mir zu entlegen; ich wolle überhaupt nicht nach der Stadt. Wohin ich mich also begeben würde? Ich nannte ein in der Nähe befindliches Hôtel, das mir gerade einfiel. Hôtel V . . . . Schön, ich kann auch dort speisen und leiste Ihnen Gesellschaft.“ Er rief dem Kutscher zu, nach dem bezeichneten Orte zu fahren.

Da es inzwischen ein wenig geregnet hatte und sich der Tag überhaupt empfindlich kühl anließ, so vermieden wir, uns in den schönen Garten zu setzen, der das Hôtel auszeichnet, und begaben uns in den Speisesaal, der, wie meistens um diese Stunde, ganz unbesucht war. Wir bestellten unser Essen, das ich meinerseits in der aufgezwungenen Gesellschaft mit verbissenem Ingrimm hinunter würgte.

Man hatte uns schon den Kaffee gebracht, als plötzlich draußen im Garten ein auffallend vornehmes Paar erschien; ein Herr und eine Dame, in welch ersterem ich sofort Röber erkannte. Die Beiden schienen unter sich uneins, ob sie im Freien bleiben oder den Saal aufsuchen sollten. Endlich

gab die Dame kurzweg den Ausschlag, indem sie sich rasch an einem kleinen Tische niederließ, welcher, von einigen Oleanderstöcken umgeben, ziemlich geschützt, in der Nähe der Saalfenster stand.

Mein Begleiter hatte die Ankömmlinge ebenfalls wahrgenommen und rief: „Oho! Wie kommen Die daher? Gewiß nur, weil sie anderswo fürchten müßten, gesehen zu werden."

„Kennen Sie die Leute?" fragte ich hinausblickend. Wir saßen an der Rückwand des nicht sehr breiten Saales in einer Art Nische, wo man uns nicht leicht wahrnehmen konnte.

„Ob ich sie kenne!" erwiderte er, sich behaglich zurücklehnend. „Das ist ja dieser Röber, der in letzter Zeit so viel Geld macht."

„Ich glaube, ich bin einmal irgendwo flüchtig mit ihm zusammen getroffen. Und ist die Dame seine Frau?"

„Seine Geliebte. Die gewesene Frau eines Börsensensals, der sich ihretwegen erschossen hat. Eine Jüdin. Sie war einmal unvergleichlich schön, wie man noch jetzt bemerken kann."

Ihre Schönheit war mir allerdings sofort auf-

gefallen, und gerade in diesem Augenblick zeigte sie mit einer Kopfwendung ihr ungemein interessantes Profil: edelste, orientalische Züge, fast blutlos bleich; aus dem kleinen weißen Capothütchen, das sie trug, drängte sich rückwärts, in kaum zu bändigender Fülle, ein Wust von glanzlosen dunkelschwarzen Haaren hervor.

„Eine höchst gefährliche Person,“ fuhr mein Nachbar fort. „Herzlos, mit einem kalten, messerscharfen Verstande. Dabei bizarr, phantastisch, abenteuerlich. Eine unmögliche Zusammenstellung werden Sie sagen — und doch ist es so.“

„Sie scheinen sehr genau unterrichtet zu sein.“

„Mein Gott, ich verkehre ja mit aller Welt und habe sie schon gekannt, da sie noch ein ganz junges Mädchen war. Bereits damals zeigte sich, was sie werden würde: ein Irrlicht, das nicht zu haschen, ein Mühlstein, der nicht abzuschütteln ist. Sie hätte inzwischen schon einen Grafen X heirathen sollen, und nur durch die größten Geldopfer von Seiten der Familie ist die Sache rückgängig geworden.“

„Sie besitzt also Vermögen?“

Er lachte laut auf. „Vermögen? Schulden!

Denn es ist nicht anzunehmen, daß ihr neuer Verehrer dieselben vollständig gezahlt hat. Sie ist nämlich eine notorische Verschwenderin — und zwar in einer Art und Weise, die eigentlich schon an's Wahnwitzige streift. Das pflegt immer der Fall zu sein, wenn der semitische Geiz einmal in's Gegentheil umschlägt. In ihrer Hand würden Millionen zerrinnen. Was sie jetzt Herrn Röber kosten mag, läßt sich gar nicht beurtheilen."

„Aber ist er denn selbst so ungewöhnlich reich," fragte ich, „daß er —"

„Reich! Er hat mit Lieferungen in die unteren Donauländer reichlichen Gewinn erzielt. Seit einiger Zeit operiert er mit einem gewissen Malinsky, einem wahren Gauner, an der Börse. Bis jetzt allerdings mit fabelhaftem Glücke. Wie lange es noch so fortgehen wird, ist die Frage. Er soll überdies auch noch eine alte Geliebte in seiner Villa in Hietzing bei sich haben. Eine Art Schriftstellerin. — Wissen Sie davon nichts?" fragte er plötzlich argwöhnisch.

„Nein," erwiderte ich trocken und machte Anstalten, meine Zeche zu begleichen. Denn ich glaubte zu bemerken, daß man draußen, während zwei

Kellner mit unterwürfiger Dienstbeflissenheit ein ausgesuchtes Diner zu serviren begannen, auf uns aufmerksam geworden war.

„Sie wollen schon gehen?“ fragte mein Begleiter.

„Ja; ich muß nach Hause. Ich habe noch allerlei zu ordnen und zu packen, denn ich reise morgen von hier ab.“

Ich hatte gefürchtet, er würde sich mir wieder anschließen, vielleicht gar in meiner Wohnung eine zweite Cigarre rauchen wollen. Aber er regte sich nicht und sah mich ganz gleichgiltig an.

„So? Sie reisen morgen?“ sagte er gedehnt. „Nun, dann Gott befohlen! Ich bleibe noch ein wenig. Es macht mir Vergnügen, das Pärchen da draußen zu beobachten. Es sitzt sich hier wie in einer Loge.“

Wir reichten einander flüchtig die Hände, und ich entfernte mich, nachdem ich noch einen Blick auf Röber und seine neue Geliebte geworfen hatte, welch letztere eben bemüht war, mit einem kurzen Messer, das sie in der beringten Hand hielt, eine Krebsscheere zu öffnen.

Noch den ganzen Abend beschäftigte dieses unvermuthete Zusammentreffen meine Gedanken, und als ich am nächsten Morgen, bei strömendem Regen, im Eisenbahnzuge durch die melancholischen Prateraue fuhr, da kam auch am Fuße des Kahlen- und Leopoldsberges für einen Augenblick der stattliche Vorort in Sicht, wo sich für die schöne Frau Stadler der Schicksalsknoten geschürzt hatte. „Wie wird es enden?“ dachte ich, während jetzt der Zug mit beschleunigtem Laufe und schrillem Pfeifen in die weite, trostlose Ebene hinein dampfte . . . .

* * *

Es endete nur zu bald — und traurig. Was ich darüber zufällig und absichtlich in Erfahrung gebracht, kann hier in Kürze erzählt werden.

Das Glück war Röbern nicht treu geblieben. Er verlor, verlor Alles, was er gewonnen — und noch mehr. Aber er hatte, um sich aufrecht zu erhalten, in letzter Zeit auch nach anvertrauten Geldern gegriffen: drei namhafte Beträge waren sofort zu ersetzen, wofern er nicht den Gerichten verfallen wollte. Woher aber die nöthige Summe nehmen?

Elsa brachte sie zu Stande: sie ging — ob nun gezwungen, oder aus eigenem Antriebe — Conimor darum an. Und dieser erfüllte ihr Begehren. Er hatte gerade die Nacht zuvor im Wiener-Club an einen hohen Aristokraten zweimal hunderttausend Gulden im Spiel verloren; was lag daran, wenn Papa noch ein Sümmchen darauf legte, das doch kaum zur Hälfte jenes Verlustes hinan reichte? Er konnte es ja wieder herein bringen. Elsa erhielt also das Geld und gab es Röbern. Dieser nahm es — und verschwand, ohne seine Verpflichtungen zu erfüllen. Mit ihm die neue Geliebte. Es mußte Alles von langer Hand vorbereitet gewesen sein; denn sie waren spurlos entkommen. Wie man annahm nach Amerika; und in der That liefen zwei Jahr später von dorther Briefe und Geldsendungen an die Verlusttragenden ein.

Was aber hätte die arme Verlassene damals thun sollen? Die Villa war mit Beschlag belegt worden; ihr selbst standen peinliche Vernehmungen — vielleicht noch Aergeres bevor, da man anfänglich nicht umhin konnte, sie als die Mitwisserin jener sträflichen Vorgänge anzusehen. Sie nahm also zu dem

Mittel ihre Zuflucht, das sie schon lange vorher zur Beschwichtigung körperlicher Schmerzen in Anwendung gebracht, und welches sie jetzt rasch und mit einem Male von allen Leiden befreien sollte. Sie vergiftete sich mit Morphin.

Und was würde Frauenlob gesagt haben, wenn er diesen vollwichtigen Triumph seiner Vorhersagungen noch erlebt hätte?! Aber er war vor Elsa zu Grabe gegangen. Ein Lungenübel, zu dem er seit jeher veranlagt gewesen, hatte sich in Berlin, wo er kümmerliche Tage fristete, rasch entwickelt und ihn dahin gerafft, ehe ihm noch die viel gepriesene Heilkraft der Koch'schen Lymphe eine trügerische Hoffnung hätte gewähren können.

Bayerische
Staatsbibliothek
...chen

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

3:50 – antiqu. 12/12 32

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Saar, Ferdinand <<von>>,

Frauenbilder 2 neue Novellen. <Der Novellen 4. Samml.> Ginevra. -
Geschichte eines Wienerkindes

Heidelberg 1892

P.o.germ. 2044 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11677151-9